DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 59

DM 1,50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 5.50 incl. moms
Italien L.500; Spanien Pts 66
Printed in Germany

Die menschenfressenden Schatten



Nr. 59

Die menschenfressenden Schatten

Sie ging hinaus auf den Balkon und atmete tief die frische Luft ein, die vom nahen Meer herüber wehte.

Olivia Santieno, die siebenundzwanzigjährige Chilenin, lächelte und summte leise ein Lied vor sich hin.

Aus dem hellerleuchteten Haus hinter ihr drangen gedämpfte Stimmen an ihr Ohr. Olivia wußte, daß dort Alfredo, ihr Mann, noch in ein Gespräch verwickelt war. Es ging um geschäftliche Dinge, und das interessierte sie nicht. Die Party war zu Ende, alle Gäste gegangen, bis auf Mister Greenich…

Olivia seufzte. Aber das war immer so. Am Rande einer Geselligkeit nutzte Greenich immer die Gelegenheit, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Die Frau warf einen Blick ins Haus zurück und sah, daß Alfredo an der Bar einen neuen Drink mixte. Die Musik war längst verklungen. Die Stereoanlage hatte sich automatisch abgeschaltet.

Olivia seufzte. Sie wollte etwas nach hinten rufen und scherzhaft darauf aufmerksam machen, daß die Zeit für Geschäfte am Montag wieder gegeben sei.

Da hörte sie ein leises Rascheln.

Aber es war doch windstill!

Die Chilenin, die in einer feudalen Villa in Miami wohnte, hielt den Atem an.

»Hallo!« rief sie dann leise in den nächtlichen Park. »Ist da jemand?«

War noch ein Gast zurückgeblieben?

Olivia Santieno rekapitulierte rasch. Sie konnte sich nicht daran erinnern, sich von jemand etwa nicht verabschiedet zu haben. Aber man konnte sich ja auch mal irren…

Es währte nur eine Sekunde lang.

Lautlos huschte etwas Dunkles über die hellerleuchtete Hauswand.

Die Frau schluckte. Das war unmöglich!

Wie konnte ein Schatten sich bewegen, wenn es kein Objekt gab, das sich wiederum gegen das Licht bewegte?

»Alfredo!« Olivia konnte es nicht verhindern. Sie war so sehr erschrocken, daß ihr der Schrei entfuhr.

Wie von einer unsichtbaren Hand zurückgedrückt, wich sie zur Balkontür aus.

»Ja, meine Liebe? Was ist denn?« Alfredo Santieno war fünfzehn Jahre älter als seine Frau. Seine Schläfen waren bereits angegraut. Er war ein gutaussehender Mann, selbstbewußt und erfolgreich. Mit seinen Maklerbüros, die über das ganze Land verteilt waren, hatte er Millionen gemacht. Wenn Santieno ein Objekt anbot, dann konnte es auch nur von finanzkräftigen Kunden erworben werden. Zu diesen Kunden gehörten Filmstars, Ölmillionäre und reiche Sonderlinge, die

das Ausgefallene suchten. Villen in den besten Wohngegenden des Landes gehörten zu Santienos Hauptverkaufsprogramm.

Santieno trug zur dunklen Hose ein Dinnerjackett mit hellrosa Hemd und dunkelroter Fliege.

»Da war etwas, Alfredo.« Olivias Stimme klang wie ein Hauch.

»Da war etwas?« fragte er erheitert. »Ja, was war denn da?« Er hielt das Ganze für einen Scherz seiner attraktiven Gattin und war überzeugt davon, daß sie das Ganze nur inszeniert hatte, um einen plausiblen Grund zu haben, ihn zu rufen. »Greenich geht gleich«, wisperte er. »Ich verspreche es dir.«

»Darum geht es mir nicht, Alfredo. Ich habe einen Schatten gesehen.« Sie deutete auf die Hauswand. »Da, genau neben dem Fenster! Er war riesengroß.«

Alfredo Santieno legte den Arm um die nackten Schultern seiner Frau. »Wir haben einen sternenklaren und mondhellen Himmel. Es wird der Schatten eines Flugzeuges gewesen sein, meine Liebe.«

»Es war nicht der Schatten eines Flugzeugs, Alfredo«, erwiderte die Frau erregt. »Glaubst du, daß ich mich dann so aufführen würde?« Er merkte, wie die Haut unter seiner Hand sich zusammenzog, wie sich auf Olivias Körper eine Gänsehaut bildete. »Der Schatten – sah aus wie eine riesige, nach mir greifende Hand. Und du wirst es mir nicht glauben, Alfredo: für einen Moment hatte ich den Eindruck, als ob diese Hand – mich berührt hätte…«

*

Sie wollte noch etwas sagen, als sie erneut zusammenfuhr.

»Alfredo! Da!« Der Schrei fuhr aus ihrer Kehle.

Olivia Santieno riß die Hand nach vorn und deutete in den Park.

Der Makler wirbelte herum und starrte angestrengt in die angegebene Richtung. Im Blattwerk der alten Eichen raschelte es leise, als ob ein Windhauch in den Wipfeln spiele. Dann herrschte wieder Stille.

»Ich kann nichts sehen, Olivia.«

Sie fuhr sich verwirrt über die Augen und strich mit einer fahrigen Bewegung einige Haarsträhnen aus der Stirn. »Ich träume doch nicht, Alfredo. Ich weiß, was ich gesehen habe… Da ist etwas.«

»Ich werde nachsehen…«

Santieno war ein Mann schneller Entschlüsse.

Gerade in dem Augenblick, als er das sagte, kam Mister Greenich aus dem Zimmer hinter ihnen, in beiden Händen die gefüllten Gläser.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte er lachend. Seine Augen glänzten hinter der randlosen Brille. Greenich war nicht mehr ganz standfest. »Ich habe mir gedacht, mein lieber Santieno: ich bringe Ihnen schnell

Ihren Drink, den Sie sich eingeschenkt haben. Er wird sonst warm, das Eis ist schon fast geschmolzen.«

Er streckte die Hand mit Santienos Glas aus.

Der Makler winkte ab. »Später, Greenich«, sagte er einsilbig.

»Ist was? Sie haben da eben etwas gesagt von nachsehen… ich hab's zufällig mitbekommen, Señor Santieno…«

Der Makler zuckte die Achseln. »Es scheint sich jemand im Park aufzuhalten.« Mit diesen Worten eilte er ins Haus und kehrte einen Augenblick später wieder zurück. Bewaffnet mit einem Gewehr, das er entsicherte.

Greenich zog die dünnen Augenbrauen in die Höhe.

»Das hab' ich nicht gewußt, entschuldigen Sie! Ein Einbrecher?«

»Wir wissen es nicht«, entgegnete der Makler.

Greenich stellte die Gläser auf der Balkonbrüstung ab. »Wenn Sie erlauben, werde ich Sie selbstverständlich begleiten. Vielleicht ist es auch nur einer Ihrer Gäste, der sich im Park verlaufen hat.«

»Auch das ist möglich.« Santieno sagte nichts von den Wahrnehmungen seiner Frau. Er wandte sich Olivia zu. »Geh' ins Haus, Liebste! Bleib' nicht hier auf dem Balkon!« Er sprach sehr leise, aber da Greenich so nahe war, entging diesem die Bemerkung nicht.

Olivia schüttelte den Kopf. »Das bring' ich nicht fertig, Alfredo. Allein in dem großen Haus…«

Santienos Gesicht wurde steinern wie eine Maske. Er erkannte seine Frau nicht wieder. Olivia hatte – Angst?

Er sagte nichts und nickte nur.

Vom Balkon aus führte eine freitragende Treppe in den Garten. Der Weg ging an gepflegten Rosenbeeten entlang. Santieno war ein Freund dieser Blumen und begeisterter Züchter. Insgesamt gab es in seinem Garten über dreihundert Rosensorten mit den exotischsten Namen. Darunter befanden sich einige Kreuzungen und Züchtungen, die er selbst gemacht hatte. Eine Rose hieß »Olivia«, und ihre Farbe war von einem zarten, samtenen braunroten Ton, der Ähnlichkeit mit der Hautfarbe seiner Frau besaß.

Der Hauptpfad gabelte sich. Greenich machte von sich aus den Vorschlag, in die andere Richtung zu gehen, um die Suche abzukürzen.

»Vielleicht kommen wir so schneller zu einem Erfolg«, lächelte er. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen nahm er den Vorfall offensichtlich nicht so ernst.

Er bückte sich und hob einen Ast vom Rasen auf, befreite ihn von kleinen Zweigen und schüttelte ihn wie eine Keule. Er lachte. »Ist nicht besonders stark das Ästchen, aber wenn mir der Kerl über den Weg läuft, wird es ausreichen, ihm eins damit über den Schädel zu ziehen. Wenn ich rufe, ist es am besten, wenn Sie gleich loslaufen.

Wer weiß, wie lange ich ihn festhalten kann.«

Er ging in entgegengesetzter Richtung davon und tauchte in der Dunkelheit unter.

Olivia und Alfredo Santieno blickten sich aufmerksam um, kontrollierten vor allem die dicht stehenden Sträucher und Büsche und achteten auf jedes Geräusch.

Aber Schatten machten keine Geräusche!

Und ein Schatten war da…

Er schwebte wie ein Nebelstreif, dunkel und bedrohlich über den Blumenbeeten und richtete sich in dem Moment auf wie eine Gestalt, als Mister Greenich des Weges kam.

Greenich stutzte, als das dunkle Etwas auf ihn zuglitt.

Schwarz und riesig – wie eine Hand…

Er wich zurück. Narrten ihn seine Sinne? Hatte er etwa zuviel getrunken?

Der Schatten war direkt über ihm, und wie eine riesige Hand senkte sich etwas auf ihn herab.

Greenichs Augen weiteten sich voller Entsetzen. Er riß die Arme hoch, und sein Mund öffnete sich zum Schrei.

Aber den konnte er nicht mehr ausstoßen.

Wie ein Mantel senkte sich der Schatten auf ihn und hüllte ihn völlig ein.

Ein dumpfes, bedrohliches Knurren lag in der Luft, als ob eine Raubkatze ihn anfauchte.

Die Schattenhand drückte ihn herab, und Greenich fiel zu Boden.

*

Über die nächtliche Schnellstraße fuhr ein schwerer LKW mit Anhänger. In dem Transporter war eine große Sendung Frischfleisch verfrachtet.

Henry Fisher, der zweiundvierzigjährige Verkaufsfahrer, hatte von seiner Firma den Auftrag, die Sendung noch in der Nacht an Ort und Stelle zu bringen. Das Fleisch sollte von einem Vertrieb in den frühen Morgenstunden verschiedenen Supermärkten und Großhandlungen in Miami zum Verkauf angeboten werden.

Der Fahrer hielt das Lenkrad fest umspannt und pfiff leise die Melodie mit, die aus dem Lautsprecher des Autoradios drang. Es handelte sich dabei um einen alten Titel der Beatles: »Yesterday«, und Fisher wurde unwillkürlich daran erinnert, wie er vor fünfzehn Jahren noch wie ein Wilder nach diesen Klängen getanzt hatte.

Wie doch die Zeit verging! Manchmal war einfach nicht zu fassen, daß man schon selbst bald zum alten Eisen gehörte…

Fisher fuhr sich durch das Haar.

Die nächtliche Straße war kaum befahren. Zügig kam er vorwärts.

Er passierte ein Schild, das auf eine Raststätte hinwies, die noch runde fünfzehn Meilen von seinem augenblicklichen Standort entfernt lag.

Als er die Abfahrt erreichte, entschloß er sich, dort eine Pause einzulegen, eine Cola zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen.

Er stellte das schwere Fahrzeug abseits in der Dunkelheit am äußersten Parkstreifen ab und stieg dann aus. Er sicherte die Türen, überprüfte noch mal den Verschluß der Laderäume und zündete sich eine Zigarette an. Langsam ging er zu dem hellerleuchteten Restaurant. Auf dem Parkplatz standen einige LKW. Er würde bestimmt Bekannte treffen. Genauso war es.

So blieb er länger, als er sich ursprünglich vorgenommen hatte.

Dann kehrte er zu dem geparkten LKW zurück.

Gerade als er die Tür zum Führerhaus aufschloß und einsteigen wollte, trat hinter dem Fahrzeug eine Gestalt hervor.

Sie war dunkel gekleidet und hob sich in der Finsternis kaum von der Umgebung ab.

»Guten Abend, Fisher«, sagte eine kalte, unpersönlich klingende Stimme.

Der Fernfahrer fuhr zusammen. Er erkannte diese Stimme sofort wieder. Wenn man erlebt hatte, was ihm kürzlich passierte dann konnte man diese Stimme einfach nicht vergessen.

Henry Fisher warf den Kopf herum.

Da stand der Mann, von dem er wünschte, daß er ihn nie wiedergesehen hätte.

Der aus der Dunkelheit wie ein Geist Aufgetauchte verzog spöttisch die Lippen. »Ich hatte Sie gewarnt. Ich habe Ihnen eine Chance gegeben, weiterzuleben. Sie haben diese Chance nicht genutzt.«

In den Augen seines Gegenüber las Fisher seinen Tod. Der Mann, der vor ihm stand, war niemand anders als Frank Holesh, ein enger Vertrauter Richard Patricks, der sein Leben, seinen Geist und seine Seele Molochos überlassen hatte, um ein reiches und bequemes Leben zu führen.

Holesh verfügte über dämonische Kräfte, und Henry Fisher erbleichte, als er sah, wie der unheimliche nächtliche Gast, der ihm hier in der Abgeschiedenheit auflauerte und damit genau seine Wege verfolgt hatte, seine Drohung wahrmachte.

Holeshs beide Arme wuchsen!

Sie schoben sich schlangengleich, teleskopartig aus seinem Körper. Die Ärmel seiner Jacke waren viel zu kurz, und aus diesen Ärmeln begannen die nackten Arme zu sprießen wie wucherndes Gewächs.

Die Hände stießen blitzschnell vor, und noch ehe der wie hypnotisierte Fisher zu einer Abwehrbewegung kam, noch ehe er

begriff, wie ihm geschah, umklammerten die nervigen Finger seinen Hals und drückten zu.

Die Finger waren eiskalt und blutleer – wie die einer Leiche!

*

Sie benutzten den Pfad, der an dem künstlichen Bach entlangführte.

Der Park war traumhaft schön, ausgestattet mit lauschigen Fleckchen, wo Teiche angelegt worden waren und weiße, verschnörkelte Eisenbänke den Spaziergänger zur Rast einluden.

Die Villa stand im vorderen Drittel dieses Parks, und von der Straße aus konnte man nicht sehen, wie groß dieses herrlich gelegene Grundstück wirklich war.

Mitten in dem am dichtesten bepflanzten Teil des Geländes befanden sich die Reste einer Ruine, die niemand an dieser Stelle vermutete.

Hier stand ein uraltes Gemäuer, versehen mit einem fast völlig erhaltenen eckigen Turm und einem burgähnlichen Anbau. Es handelte sich um die Reste eines aus Schottland stammenden Castles. Der Vorbesitzer des Anwesens und der Villa hier in Miami war ein Narr alter Schlösser und Burgen gewesen, hatte viele Reisen nach Europa unternommen und alle Plätze aufgesucht, die ihn interessierten. In Schottland ersteigerte er die Wind und Wetter ausgesetzte Burg, ließ sie Stein für Stein abtragen und in seinem Park in Miami originalgetreu wieder errichten.

In dem Castle gab es unheimliche Kellergewölbe und maßstabgerecht eingerichtete Säle und Kammern, die benutzbar waren. Der Millionär, der vor drei Jahren an Herzversagen starb und nur eine kranke Tochter zurückließ, die geistesgestört in einem Pflegeheim ihr Dasein fristete, erbte das gesamte Vermögen. Eine Treuhandgesellschaft versteigerte das Anwesen nach dem letzten Willen des Vorbesitzers, und Alfredo Santieno, der auf der Suche nach einem exquisiten und ausgefallenen Wohnsitz für sich selbst war, erfuhr als einer der ersten davon. Noch ehe die Versteigerung richtig publik wurde, entrichtete er seinen Obolus und zog als glücklicher Besitzer in Villa und Burg ein.

Hier hatten seitdem schon richtige Burgfeiern stattgefunden, und alle Freunde und Bekannten der Santienos waren begeistert, von dem originellen Castle.

Olivia Santieno selbst hielt sich gern dort auf und ließ in dieser Umgebung mit dem Schloßhof, in der die Zeit stillzustehen schien, ihre Gedanken in die Vergangenheit schweifen. Sie stellte sich dann die Menschen vor, die Ritter und Burgfräuleins, die einst hier gelebt,

geliebt und gefeiert hatten, die in diesen Mauern ihre Zwistigkeiten austrugen, ihre Intrigen spannen und hier gestorben waren.

Burgen und Schlösser aus Schottland, dieser Meinung war man allgemein, wurden von den Geistern jener Zeit bewohnt.

Auch der Millionär, der dieses Relikt Stein für Stein errichten ließ, war überzeugt davon, mit den Steinen auch den Hausgeist dieser Gemäuer mitgebracht zu haben.

Olivia Santieno zog fröstelnd die Schultern hoch. Zum ersten Mal seit ihrem Einzug in das Haus fühlte sie die Nähe dieser halben Ruine bedrückend und als Belastung.

»Es ist mir hier unheimlich, Alfredo.«

»Es ist so wie immer, Liebes. Dir kommt es wahrscheinlich nur so vor, weil du vorhin ordentlich erschrocken bist.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es ist anders. Es ist, als ob irgend etwas… hinter diesen Mauern hockt und auf uns lauert.«

»Unsinn!« Seine Stimme klang fest. »Und wenn es so wäre, müßten wir eigentlich froh sein. Einen echten schottischen Schloßgeist haben wir uns doch immer gewünscht.«

»Jetzt habe ich nicht das Bedürfnis, ihm zu begegnen.«

»Aber da wir schon hier sind und das Gemäuer einen idealen Ort für ein Versteck bietet, wirst du es mir wenigstens erlauben, kurz durch die Räume zu gehen und einen Blick hineinzuwerfen. Ich will sicher gehen, daß sich wirklich niemand hier versteckt. Warte so lange hier auf mich, Olivia!«

Er verschwand im düsteren Hof. Seine Schritte hallten auf dem klobigen Kopfsteinpflaster durch die Nacht. Deutlich war jedes Geräusch zu hören, das er verursachte. Wie er die Treppen hinaufging, wie die schwere Tür sich quietschend öffnete… Dann Lichtschein hinter den bleiverglasten Fenstern… Das Licht einer Fackel.

In der Burgruine gab es Fackeln und Kerzen. Dieses abseits im Park liegende Relikt aus einer anderen Zeit war nicht an die Stromversorgung der Villa angeschlossen. Im 13. Jahrhundert gab es schließlich noch keine Elektrizität. Und stilecht sollte das Castle bleiben.

In Olivia Santienos Gesicht bildeten die Lippen einen schmalen Strich. Ihre Augen befanden sich in stetiger Bewegung.

Diese Nacht war anders als die anderen, da konnte Alfredo sagen, was er wollte! Daß er es nicht merkte, irritierte sie.

Bildete sie sich etwas ein? Wurde sie krank? Es kam ihr noch ein viel schlimmerer Gedanke, der sie bis ins Mark entsetzte: War dies der Beginn einer Geisteskrankheit?

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, und sie konnte nicht verhindern, daß ihr der kalte Schweiß ausbrach.

Noch nie hatte sie sich gefürchtet. Furcht, das war ein Wort, das in

ihrem Sprachschatz nicht existierte. Aber die Angst, die jetzt nach ihrem Herzen griff, war unerträglich.

Olivia fühlte sich beobachtet. Sie brachte es nicht fertig, reglos auf einer Stelle zu stehen. Sie ging auf und ab und blickte immer wieder nach dem Lichtschein, der durch die Räume wanderte. So war sie ständig darüber unterrichtet, in welchem Teil des Castle Alfredo sich aufhielt.

Da vernahm sie wieder das leise Rascheln in der Dunkelheit vor sich. Aber diesmal mischte sich ein fernes, wehleidiges Klagen in das Geräusch.

Olivia schrie sofort auf. »Alfredo!« Ihr Schrei hallte durch die Nacht, durch den Burghof, brach sich an den dicken Mauern und kehrte als Echo zu ihr zurück.

»e-do… eee – doo…« schien es wie höhnisch zu lachen.

Hastige Schritte. Alfredo Santieno jagte die Stufen nach unten und riß die Tür auf. In fliegender Hast durchquerte er den Hof, und Olivia kam völlig aufgelöst ihrem Mann entgegen.

»Was ist? Warum hast du schon wieder geschrien?« fragte er atemlos.

»Ich habe wieder etwas gehört…«

»Was hast du gehört?« Zwischen seinen Augen entstand eine steile Falte, ein untrügliches Zeichen dafür, daß er langsam ungeduldig wurde. Alfredo Santieno konnte eine ganze Menge ertragen. Seine Geduld war allgemein bekannt. Aber nun schien es, als ob das Verhalten seiner Frau ihm doch auf die Nerven ging.

Er atmete tief durch.

»Als ob jemand leise wimmere, als ob er… leide, Alfredo.«

Sie umklammerte seinen kräftigen Oberarm mit beiden Händen. Alfredo Santieno sah seine Frau mit einem merkwürdigen Blick von der Seite her an, ein Blick, den sie nicht bemerkte.

Er wollte etwas sagen, aber Olivia kam ihm zuvor.

»Findest du denn das nicht auch seltsam«, sagte sie unvermittelt, in der Absicht, ihr Mann wäre ihren Gedankengängen gefolgt.

»Was sollte ich seltsam finden, Liebes?«

»Ich habe dich gerufen. Sehr laut… warum hat Mister Greenich nicht geantwortet?«

»Weil du nicht Mister Greenich, sondern mich gerufen hast…«

»Aber mein Schrei klang ängstlich, Alfredo…«

Er nickte nur.

»Da mußte er doch annehmen, daß hier irgend etwas vorgeht, daß ich Hilfe brauche«, fuhr sie leise fort.

Ehe er es verhindern konnte, rief sie lautstark nach dem Gast.

»Mister Greenich… Mister Greenich… iiccchhh!«

Ihre helle Stimme hallte durch die Nacht. Egal, wo Greenich sich

jetzt auch im Park aufhielt: dieser Ruf würde ihn überall erreichen…

Doch der Ruf verhallte, Olivia und Alfredo Santieno lauschten. Beide warteten auf eine Antwort. Die erfolgte aber nicht.

»Alfredo«, wisperte Olivia entsetzt. Das klägliche Wimmern, das sie vor wenigen Augenblicken noch gehört hatte, lag noch immer in ihren Ohren. »Da ist etwas passiert…«

»Was ist nur los mit dir, Olivia? Warum denkst du immer gleich an etwas Schlimmes?«

»Es ist diese Nacht. Es liegt etwas in der Luft, ich fühle es. Ich kann dir nicht sagen, was es ist und warum es so ist… ich habe keine Erklärung dafür. Was ist nur los? Was hat sich verändert? Alfredo – der Schatten… damit hat es angefangen. Was für eine Bedeutung hat der Schatten, und wo kommt er her? Warum hat Greenich nicht auf meinen Ruf geantwortet?«

Der Makler war froh, daß seine Frau diese Frage anhängte und ihm damit die Möglichkeit zu einer vernünftigen Antwort gab. Auf ihre anderen Fragen vorher hätte er nicht zu antworten vermocht.

»Greenich hatte einiges getrunken. Das sieht man ihm nicht so an. Er kann sich hervorragend beherrschen. Ich nehme an, daß er bis zur ersten Bank gekommen ist, sich dort hingesetzt hat und dann einfach eingeschlafen ist…« Er lachte. »Und einer der schläft, sündigt bekannt nicht nur nicht – er kann auch auf Rufe keine Antwort geben.«

Alfredo drückte seine Frau an sich und hauchte einen Kuß auf ihr schwarzes Haar.

»Hoffentlich hast du recht.«

Sie gingen weiter in den nächtlichen Park hinein. Vereinzelt sorgten ein paar abseits stehende Laternen zwischen den Sträuchern und am Wegrand dafür, daß man sich zurechtfand. Sie schlugen den Weg ein, den Greenich vorhin gegangen war, und brauchten nicht lange zu suchen. Schon von weitem sahen sie ihn. Er lag auf dem Boden, mitten auf dem Weg.

»Oh, mein Gott!« entfuhr es der bleichen Frau.

Der Makler hielt das Gewehr in Hüfthöhe, als sie sich der reglosen Gestalt näherten.

Greenich hatte noch seinen Ast in der Hand.

»Er wird bewußtlos geworden sein«, sagte Santieno und bemühte sich, seiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

Er ging neben Greenich in die Hocke. Ein erster, prüfender Blick! Da gab es keine Verletzung. Weder eine im Gesicht, noch am Kopf. Greenich war demnach nicht niedergeschlagen worden.

Ein Schuß war auch nicht gefallen, und Greenich wies auch keine Stichverletzung auf.

Santieno legte das Ohr auf die Brust des Mannes und tastete nach seinem Puls.

»Aber… das kann… doch nicht sein… das gibt es doch nicht!« sagte Santieno tonlos. Er wirkte erschrocken. Sein Blick begegnete dem seiner Frau. »Er – ist tot, Olivia! Mister Greenichs Herz steht still, er atmet nicht mehr!«

*

Henry Fisher riß beide Arme hoch.

Drei Sekunden lang war er wie im Bann des Geschehens, jetzt machte er sich frei von dem Grauen, das ihn lähmte.

Er ließ beide Hände herabsausen auf die Unterarme seines Gegners und meinte, auf Schaumgummi zu kommen. Sein Schlag federte förmlich ab.

Wie Schraubstöcke legten sich die Finger des Angreifers um seinen Hals. Frank Holesh stand zwei Meter weiter hinten und hätte ihn unter normalen Umständen überhaupt nicht erreichen können. Unter normalen Umständen auch wäre es ihm, Fisher, von hier oben aus leicht gefallen, seinen Gegner zu bekämpfen. Aber es waren eben keine normalen Umstände mehr, und es wurden keine normalen Waffen eingesetzt.

Ein Mensch, der sein Leben den Dämonen verschrieb und damit, ohne es zu begreifen, seine Freiheit für alle Zeiten aufs Spiel setzte, war nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Er verfügte über erschreckende Möglichkeiten, die in einem Alptraum oder in einen Horrorfilm gehörten, aber nicht in die Wirklichkeit.

Da tauchte eine zweite Gestalt auf. Sie wuchs wie ein Geist aus dem Boden.

Aus verschleierten Augen nahm Henry Fisher die Bewegung wahr, die Umrisse der Gestalt.

Ein Mensch?

Nein – ein Geist!

Er trug keinen menschlichen Schädel auf den Schultern, sondern einen furchteinflößenden, weißen Totenschädel. In den Augenhöhlen glomm ein kaltes, grünes Licht.

Fisher hätte am liebsten im Erdboden versinken mögen, wenn er dazu die Gelegenheit gehabt hätte.

Der Fremde sprang Holesh an und riß ihn herum. Holesh war es, aus dessen Kehle ein dumpfes Gurgeln brach, als er den Totenschädel erblickte.

Der Anblick war schrecklich, aber er war nicht so, um so zu schreien, wie Holesh es tat.

Er schien etwas ganz anderes wahrzunehmen…

Er stand nämlich Björn Hellmark alias Macabros gegenüber. Und der – trug die Dämonenmaske!

*

Die Hände des Mannes, der sein Leben den Dämonen verschrieben hatte, lösten sich wie unter einem Krampf von Fishers Hals.

Der Verkaufsfahrer taumelte und fiel wie benommen von der untersten Stufe des metallenen Trittbrettes, auf dem er stand.

Geistesgegenwärtig streckte Fisher noch die Hände aus, um einen Halt zu finden. Aber er griff ins Leere. Vor seinen Augen tanzten Sterne und schwarze Punkte. Gierig schnappte er nach Luft.

Er wäre gefallen. Aber da griffen hilfreiche Hände nach ihm, und er verstand nicht, woher die kamen. Da gab es eine dritte Gestalt – und die sah genauso aus wie die, welche Holesh zum Schreien veranlaßte.

Da stand eine weitere Person mit einem schrecklich anzusehenden Dämonenschädel. Die beiden Männer waren Zwillinge und glichen sich wie ein Ei dem andern.

Fisher sank zu Boden, schwer und schnell atmend.

Er verstand die Welt nicht mehr. Die Geister bestimmten sein Dasein. Seit jenem Abend in der einsamen Hütte im Wald, in der er eine schwerverletzte, entführte Brasilianerin gefunden hatte, stand die Welt Kopf für ihn.

Die Gestalt neben ihm löste sich auf wie ein Schemen. Fisher nahm es nur wie in Trance wahr, während sein Blick sich langsam zu klären begann. Da aber war das Spiegelbild des Totenschädelmannes nicht mehr da.

Fisher konnte nicht ahnen, daß Hellmark seinen Zweitkörper Macabros aufgelöst hatte, um seine ganze Kraft im Originalkörper zur Verfügung zu haben, mit dem er sich seinem Gegner stellte.

Hellmark nutzte den Moment der Überraschung voll für sich aus.

Ehe Holesh begriff, wie ihm geschah, packten Björns Hände ihn und wirbelten ihn herum. Holesh flog nach hinten. Seine langen, elastischen Gummiarme zogen sich zurück und schrumpften ein, bis sie wieder ihre normale Länge erreicht hatten.

Holesh wollte den Kampf nicht! Er konnte nicht kämpfen. Die Nähe dieser Person schien ihn derart zu stören, daß er nicht wußte, was er tun sollte.

Er wankte, drehte sich um seine eigene Achse, schlug die Hände vors Gesicht und wimmerte. Er brach in die Knie, ohne daß der Mann mit dem gespenstischen Aussehen nochmal Hand an ihn gelegt hätte.

Der Ankömmling hätte in diesen Sekunden mit Frank Holesh machen können, was er wollte. Aber er war nicht gemein.

Als Holesh in die Knie brach, tauchte er mit einem schnellen Schritt neben ihm auf und zog ihn empor. Seine weichen, knöchernen

Kiefer begannen zu mahlen. Dunkel und hohl klang die Stimme, die über die fleischlosen Lippen des Totenkopfes kam.

»Frank Holesh! Sie sind in Not, aber Sie erkennen diese Not nicht oder wollen Sie nicht wahrhaben. Mich brauchen Sie nicht zu fürchten. Ich muß mit Ihnen sprechen. Es ist für uns beide wichtig. Unser beider Schicksal ist auf eine unglückliche Weise miteinander verknüpft.«

Hellmark sprach eindringlich. Mit der Dämonenmaske auf dem Kopf, die eine geheimnisvolle und unerklärliche Einheit mit ihm bildete, war auch seine Stimme verändert.

Björn zog mit der Rechten die Dämonenmaske ab, und Henry Fisher, der sich gerade aufrichtete und die Szene voll im Blickfeld hatte, wurde Zeuge einer eigenartigen Verwandlung.

Der Mensch mit dem furchterregenden Totenkopf hielt ein braunes, strumpfartiges Tuch in der Hand.

Er war ein Mensch aus Fleisch und Blut!

Unter der Maske kam ein sympathischer Blondschopf hervor, ein markant geschnittenes Gesicht, wie das eines Wikingers, der sich eine faszinierende Jungenhaftigkeit bewahrt hatte.

Frank Holesh blickte in blaue, freundliche Augen.

Die Furcht und die Schwäche, die ihn noch eben erfüllt hatten, schwanden blitzartig.

Ein kaltes Licht glitzerte in Holeshs Augen.

Er reagierte in der gleichen Sekunde, als das ihn erschreckende und lähmende Etwas, das er in diesem Geistergesicht gesehen hatte, verschwunden war.

Holesh riß das rechte Bein empor und jagte Hellmark mit voller Wucht das Knie in den Unterleib.

Björn stöhnte und krümmte sich nach vorn.

Holesh riß sofort die Arme hoch, um sie mit voller Wucht auf Hellmarks Schultern herabsausen zu lassen.

Björn reagierte trotz heftiger Schmerzen, die wie Feuer in seinem Leib brannten, in der gleichen Sekunde.

Er blockte den Angriff von Holeshs Armen ab, machte eine blitzartige Drehung zur Seite und ließ seine Rechte in Aktion treten.

Holesh wußte nicht, wie ihm geschah.

Hellmarks Faust traf voll die Kinnspitze des Angreifers. Frank Holesh flog zurück wie von einem Dampfhammer getroffen.

Er landete am linken Kotflügel von Fishers LKW, und das Geräusch, das dabei entstand, erinnerte an einen orientalischen Gong.

Der Dämonenbesessene, der freiwillig in Molochos' Gefolgschaft gekommen war, verdrehte die Augen, gab einen dumpfen Laut von sich und rutschte dann langsam an dem Kotflügel auf den Boden.

Hellmark hatte den obligaten Punkt am Kinn getroffen.

»Tut mir leid«, bemerkte der blonde Mann ernst, neben Holesh in die Hocke gehend, »so habe ich mir unser gemeinsames Gespräch nicht vorgestellt.«

Holesh konnte darauf keine Antwort geben. Er war geistig weggetreten.

Björn erhob sich. Henry Fisher kam auf ihn zu.

Der Verkaufsfahrer wirkte irritiert und ratlos. »Vielen Dank«, sagte er leise, Hellmark von Kopf bis Fuß musternd. »Sie haben mir das Leben gerettet. Ich hatte keine Chance gegen ihn… er ist ein Teufel, ich bin ihm schon mal begegnet… er verfügt über magische und satanische Kräfte und…«

In Fishers Augen flackerte plötzlich ein unruhiges Licht. Er starrte auf Hellmarks Linke, mit der er gerade heimlich die unscheinbare, strumpfähnliche Dämonenmaske in der Hosentasche verschwinden lassen wollte. »Ich verstehe nicht, wieso… ich meine… Sie sahen vorhin schrecklich aus… wie kam das, überhaupt: wer sind Sie, wieso helfen Sie mir und…?«

Fisher fehlten die Worte.

Björn Hellmark konnte gut verstehen, was in diesem völlig verwirrten Mann vorging. Fisher hatte einiges beobachtet, was ihm nicht in den Kopf ging. Die Vorgänge hatten ihn mit elementarer Wucht getroffen, und so war es Hellmark unmöglich einfach darüber hinwegzugehen.

»Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet«, leitete er seine Ausführungen ein.

Fisher meinte, nicht richtig zu hören. »Mir? Aber, wieso…?«

»Sie haben Unerschrockenheit gezeigt und trotz Androhung von Rache durch Frank Holesh getan, was Sie für richtig hielten. Sie haben menschlich gehandelt, als Sie sich entschlossen, das Versteck im Wald dem Sheriff preiszugeben…«

Da ging Fisher ein Licht auf. »Die junge Frau, die ich dort entdeckt habe – hat mit Ihnen zu tun…«

»Es ist die Frau, die ich liebe, und von der ich hoffe, daß sie leben wird. Der Kampf um ihr Leben hat begonnen… hoffentlich nicht zu spät. Sicher aber wäre sie jetzt schon tot, hätten Sie das Versteck nicht entdeckt und preisgegeben…«

Björn erwähnte nichts davon, daß Carminia Brado nach menschlichem Ermessen bereits nicht mehr unter den Lebenden weilte. In dem Augenblick, als die Ärzte sie im Hospital in Empfang genommen hatten, versagte ihr Organismus den Dienst. In der gleichen Sekunde tauchte Hellmarks Zweitkörper Macabros wie ein Geist auf, erkannte die bedrohliche Situation und tat etwas, was nur ein Mensch tun könnte, der völlig verzweifelt das Letzte unternahm. Auf Marlos, der unsichtbaren Insel, ein Bollwerk gegen die bösen

Mächte, die sich überall in der Welt breitzumachen drohte, lebten seit kurzer Zeit erst zwei junge Frauen. Sie verfügten über eine besondere Gabe: nur in ihrer Gemeinsamkeit, in der Ergänzung der in ihnen wohnenden übersinnlichen medialen Kräfte, war es ihnen möglich, eine Welt in einer anderen Dimension aufzusuchen, in der sich die Länder Antolanien und Ullnak befanden.

Als Björn Hellmark seinerzeit aufbrach, den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh benutzend, um in Tschinandoah eine Botschaft entgegenzunehmen, die schließlich im Hades verloren ging, kam es zu einem ersten Kontakt mit den Wesen dieser Welt, die unter der schrecklichen Anwesenheit des scharlachroten Magiers Tamuur zu leiden hatten.

Hellmark und die junge Französin Danielle de Barteaulieé, mit deren Schicksal er konfrontiert worden war und die als abtrünnige Hexe von Rha-Ta-N'my bestraft wurde, schufen Verwirrung in diesem Land. Björn und Danielle wurden getrennt. Bis zur Stunde wußte Hellmark nicht, was aus Danielle geworden war. In einer anderen Dimension wurden sie getrennt. Unbemerkt von Hellmark war Danielle der Strafe Rha-Ta-N'mys anheimgefallen und in einem zwielichtigen Milieu mitten in Paris untergetaucht.

Rani Mahay, der treue Inder, der Hellmark durch den Zauberspiegel gefolgt war, geriet in die Gewalt des scharlachroten Magiers und durch seine Flucht aus dem schrecklichen Turmverlies mit Hilfe Aleanas, der Fürstentochter von Ullnak, in das von Tamuur einst verdammte Antolanien, das von Fürst Ramdh, später Fürst Skelettus, regiert wurde.

Tamuur wollte dort das letzte weißmagische Machtzentrum auslöschen. Durch Mahays Eingreifen, durch Aleanas und Fürst Ramdhs mutige Entschlossenheit und großartigen persönlichen Einsatz ging Tamuur seines Machtbereiches verlustig.

Anka Sörgensen, eine junge Frau aus Oslo, streifte in Trance diese jenseitige, andersdimensionierte Welt und kam dabei in Berührung mit dem unterirdischen Heilsbereich, der von dem Volk aus Antolanien nach Tamuurs übermächtigem Willen von einem bestimmten Zeitpunkt an wie die Pest gemieden wurde.

Bei dieser medialen Reise, an der nicht nur ihr Geist, sondern auch ihr Körper beteiligt war, machte sie eine entscheidende Entdeckung.

In dem weißmagischen Zentrum gab es einen unterirdischen See mit einem heilkräftigen Wasser. Anka Sörgensen, die ihr Erlebnis während eines Krankenhausaufenthaltes hatte, mußte nach ihrer Rückkehr erkennen, daß die frische Blinddarmnarbe, erst wenige Stunden alt, völlig verheilt war.

Später lernte Anka Tina kennen, die sie in ihrer Kraft ergänzte, und von Stund' an konnten sie zu jeder beliebigen Zeit in die Jenseitswelt

nach Ullnak und Antolanien vordringen. Anka und Tina wurden zu wichtigen Botschaftern zwischen den wiedererstarkenden Fürstenreichen, die nun vereinigt waren, in der Insel Björn Hellmarks, die im Aufbau begriffen war.

Dabei stellte sich heraus, daß Tina und Anka jeden beliebigen Gegenstand von einer Welt zur anderen transportieren konnten. Aber eine dritte Person konnten sie nicht mitnehmen. Dies sprengte die Grenzen ihrer Fähigkeit.

Nur in einem Notfall – von dieser Überlegung war er in seiner Lage ausgegangen, als er den toten Körper Carminias in Armen hielt. Tina und Anka waren seine letzte Hoffnung. Falls es überhaupt noch eine gab. Die beiden jungen Frauen verschwanden noch in der gleichen Minute in den Dimensionen. Trotz aller Kraft, die sie einsetzten, aber hätten sie es nicht geschafft. Es kam Hilfe. Aus dem geheimnisvollen Zwischenreich der Geister der Vergangenheit Xantilons. Al Nafuur, der Priester der Weißen Kaste griff ein. Mit seiner Hilfe gelang der Sprung… ob er Erfolg hatte, darüber ließ sich zur Stunde noch nichts sagen. Es gab keine weiteren Nachrichten.

All diese Dinge hingen unmittelbar mit Henry Fishers Reaktion zusammen, aber der konnte nicht ahnen, was durch seine Entdeckung im einzelnen in die Wege geleitet worden war.

»Ich habe es durch den Sheriff erfahren«, fuhr Björn fort. »Dabei erhielt ich die Mitteilung von der Drohung, die dieser Mann Ihnen gegenüber ausgesprochen hatte. Frank Holesh war der gesuchte Entführer der Schwerverletzten. Die Polizei suchte ihn wie eine Stecknadel im Heuhaufen. Sie konnte ihn jedoch trotz allem nicht finden. Auch ich beteiligte mich schließlich an der Aktion. Holesh würde Ihnen auflauern…«

»Woher wußten Sie das, Mister…«

»Hellmark, Björn Hellmark. Entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen noch nicht vorgestellt habe. – Intuition, lassen Sie das gelten. Anders kann ich es Ihnen beim besten Willen nicht erklären.« Er hätte es gekonnt, aber Fisher hätte ihn nicht verstanden. Al Nafuur, sein geheimnisvoller Geistführer, hatte ihm diese Mitteilung überbracht. Fisher kratzte sich im Nacken. »Ich versuche das alles zu begreifen, aber wahrscheinlich verstehe ich das nie«, murmelte er. »Die Sache mit der Maske – sie war sehr bedeutungsvoll. Ich war ebenfalls erschrocken, als ich Sie so plötzlich auftauchen sah. Aber ich hätte niemals so geschrien, wie er es getan hat. Er schrie wie am Spieß, als hätte er körperliche Schmerzen zu ertragen…«

Fisher schielte mißtrauisch nach Hellmarks Hand, die das zusammengeknüllte, dünne braune Tuch hielt.

Björn entfaltete es. Die Ähnlichkeit mit einer Strumpfmaske war frappierend.

»Damit wollen Sie…« Fisher schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht… das ist doch keine Maske… ich habe einen Totenkopf auf Ihren Schultern gesehen. Ein Totenkopf, der – lebte. Wie haben Sie diesen Eindruck vermittelt, Mister Hellmark?«

Ein leises Lächeln spielte um Björns Lippen. »Sie, Mister Fisher, haben einen Totenkopf gesehen. Der hat Sie erschreckt, was natürlich ist. Er – Frank Holesh – aber hat etwas anderes gesehen. Und das brachte ihn fast um den Verstand.«

»Was hat er gesehen? Wieso sah er etwas anderes als ich?«

»Dies ist das Geheimnis der Maske, das auch ich noch nicht ergründet habe, und das wahrscheinlich nie ergründet werden wird. Ein Mensch – sieht darin immer einen Totenkopf. Das Symbol der Vergänglichkeit. Ein Dämon, Mister Fisher, ist von anderer Struktur. Er hat etwas weitaus Schlimmeres gesehen als das, was uns zu schrecken vermag. Die Vergänglichkeit irdischen Lebens mutet uns erschreckend an. Was ein von Dämonen besessenes Wesen darin sieht, das kann ein irdisch denkendes Hirn sich nicht ausmalen. Wäre Holesh ein reinblütiger Dämon gewesen, hätte der Anblick der Maske ihn vernichtet.«

Fisher konnte sich wenig darunter vorstellen, er nahm die Erklärung hin, ohne weitere Fragen zu stellen.

Vom Restaurant her näherten sich mehrere Personen dem Parkplatz. Sie steuerte genau auf Fisher und Hellmark zu.

Es handelte sich um Kraftfahrer, die zu ihren Fahrzeugen wollten.

Sie würden genau hier vorbeikommen, und die zusammengesunkene Gestalt neben dem vorderen Kotflügel würde ihnen dann nicht entgehen.

Björn handelte. Er zog den Bewußtlosen in die Höhe. Schlaff wie ein Sack fiel Frank Holesh über seine Schultern.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Mister Fisher, würde ich vorschlagen, daß wir alle gemeinsam eine kleine Spazierfahrt machen.«

»Sie wollen zur Polizei, nicht wahr? Bei ihm handelt es sich um den Gesuchten, daran gibt es keinen Zweifel.«

Björn nickte. »Zur Polizei werden wir auch noch fahren. Aber das hat vorerst wohl wenig Sinn. Wichtig ist zu allererst, daß er sich mit uns unterhält. Eine Zelle muß nämlich für diesen Mann nicht unbedingt sicher sein. Er ist nachweislich bisher an so vielen Orten kurz hintereinander gesehen worden, daß er diese Orte unmöglich mit einem normalen Transportmittel aufgesucht haben kann. Die Mächte, mit denen er sich aufs engste verbunden hat, haben ihn augenscheinlich mit Kräften ausgestattet, die es ihm ermöglichen, immer dort aufzutauchen, wo man ihn nicht erwartet und vermutet. Nach dem Gespräch wird für mich einiges klarer werden. Übrigens:

Mister Holesh besitzt hier in Miami eine wunderschöne Villa. Wir werden ihn erst nach Hause bringen, wenn Ihnen das recht ist.«

»Mir ist alles recht, was dabei hilft, diesem unheimlichen Menschen das Handwerk zu legen«, murmelte Fisher tonlos.

Er öffnete die Fahrertür und gab Björn mit einem Wink zu verstehen, daß er in die Kabine einsteigen soll. Hellmark nahm den Platz auf der Bank ein und ließ Holesh von der Schulter rutschen, so daß der Bewußtlose neben ihn zu sitzen kam.

Fisher stieg gerade ein, als die anderen aus dem Restaurant kommenden Fernfahrer auf der Höhe des LKW waren.

Die Männer blieben kurz stehen, wechselten ein paar scherzhafte Worte mit Fisher und blickten auch in die Führerkabine, in der Hellmark und Holesh saßen. Es fiel ihnen nicht auf, daß einer dieser beiden Männer nichts von seiner Umgebung mitbekam.

*

»Was ist hier passiert, Alfredo?« Olivia Santieno atmete schnell. Sie krallte ihre Finger in den Oberarm ihres Mannes. Verwirrt und ängstlich blickte sie sich um.

»Es muß nichts Außergewöhnliches sein«, sagte er schnell. »Ich kann keine äußere Verletzung feststellen. Greenich kann einen Herzschlag bekommen haben…«

Sie schüttelte so heftig und entschieden den Kopf, daß Santieno erschrak. »Wenn jemand einen Herzschlag bekommt, dann wimmert und klagt er nicht lange davor. Ich habe Mister Greenich sterben hören, Alfredo.«

»Du hast dich getäuscht.«

Da verlor sie die Nerven. »Was versuchst du mir denn da ständig einzureden, Alfredo! Ich habe den Schatten gesehen… ich habe gehört, wie Greenich stöhnte. Instinktiv fühlte ich, daß hier etwas vorging, als er sich nicht bemerkbar machte. Nun finden wir ihn, er ist tot – aber du siehst noch immer nichts Besonderes dabei. Er ist keines natürlichen Todes gestorben.«

Sie schrie und fing plötzlich an zu weinen. Es bereitete ihm einige Mühe, sie wieder zu beruhigen.

»Hier geht etwas vor, Alfredo…«

»Ja, Liebes…« Er widersprach ihr jetzt nicht mehr.

»Ich weiß nicht, was es ist, aber ich zweifle keine Sekunde mehr daran, daß es mit dem Schatten zusammenhängt. Ich habe Angst, Alfredo, schreckliche Angst! Was sollen wir nur tun?«

Das fragte er sich auch.

»Wir müssen die Polizei anrufen.« Er hatte seinen Arm um ihre Hüften geschlagen. Olivia schluchzte noch immer.

»Was sollen wir ihr sagen?« flüsterte sie. »Es wird Fragen geben… in unserem Haus wurde ein Mensch ermordet, Alfredo.«

Er nagte an seiner Unterlippe.

Er sah das Problem mit klarem Blick. Unangenehme Fragen würden gestellt werden. Schlagzeilen würde es geben… Der Name Santieno kam mit Dingen in Berührung, die er fürchtete.

Mechanisch weiter beruhigend auf sie einsprechend, ging der Makler an der Seite seiner Frau ins Haus zurück.

Sie nahmen es unter die Lupe und schlossen sämtliche Fenster und Türen.

Aber zum Telefon ging Alfredo Santieno nicht.

»Ich kann nicht«, sagte er bedrückt. »Wir müssen uns selbst etwas einfallen lassen.« Während des Ganges hierher ins Haus hatte er sich offensichtlich etwas einfallen lassen. »Es mag nicht ganz richtig sein… nein, es ist sicher vollkommen verkehrt, aber mir bleibt keine andere Wahl, Olivia.«

Sie blickten sich an.

Die Frau nickte, als hätte sie seine Gedanken erraten. »Tu', was du für richtig hältst«, sagte sie matt. »Du willst…«

»Ja. Wir müssen die Leiche verschwinden lassen. Wenn sich die Polizei einschaltet, gibt es einen Wirbel. Es bleibt uns keine andere Wahl, Olivia.«

Sie war jetzt seltsam gefaßt. »Gut«, sagte sie dann nur. »Schaff ihn weg!« Sie schüttelte den Kopf und schlug plötzlich beide Hände vor die Augen. »Wir benehmen uns wie Mörder, als hätten wir ihm wirklich etwas getan. Hoffentlich ist das kein Fehler, wie wir uns verhalten, Alfredo…«

»Mach' dir keine Gedanken, Liebes! Ich bringe das alles schon in Ordnung. Bleib hier im Haus, laß alle Türen und Fenster geschlossen! Vielleicht sind wir beide jetzt etwas nervös und durchgedreht. Morgen sehen wir das sicher mit ganz anderen Augen. Ich bin gleich wieder zurück.«

Er ging über den Balkon wieder in den nächtlichen Park. Seltsamerweise war Santieno trotz der unheimlichen und sinnverwirrenden Ereignisse seltsam ruhig. Wahrscheinlich hing das damit zusammen, daß er einiges getrunken hatte.

Alfredo Santieno beeilte sich, an Ort und Stelle zurückzukehren. Hier in diesem Park würde niemand ihn beobachten, wie er die Leiche wegschaffte und wohin er sie brachte. Er hatte sich vorgenommen, den Toten in dem Castle zu vergraben. Unten in einem der unzugänglichen Gewölbe würde man die Leiche niemals finden.

Er erreichte die Stelle, wo sie den Toten zurückgelassen hatten und prallte zurück.

Narrte ihn ein Spuk – oder hatte er in Gedanken die falsche

Richtung eingeschlagen?

Greenichs Leiche war verschwunden!

*

Das Gewehr entsichert in der Hand haltend, suchte er die ganze Umgebung ab.

Er entdeckte keine Schleifspuren, nichts, was darauf hinwies, daß sich jemand während seiner Abwesenheit hier betätigt hatte.

Ein verrückter Gedanke kam ihm.

Führte Greenich sie in einer weinseligen Laune einfach an der Nase herum und…

Ebenso schnell, wie ihm diese Überlegung gekommen war, verwarf er sie wieder.

Greenich hatte aus eigener Kraft nicht davongehen können! Greenich war tot gewesen. Jemand konnte ein stehendes Herz nicht einfach wieder schlagen lassen, wenn derjenige, der es prüft, sich zurückzog.

Alfredo Santieno war aufgewühlt. Er durchsuchte den ganzen Park, und immer wieder rief er den Namen des Mannes, der bis zuletzt heute abend in ihrem Haus geblieben war und auf rätselhafte Weise dann zu Tode kam.

Hier paßte nichts mehr zusammen!

Die Probleme waren nur noch größer geworden.

Völlig durchgeschwitzt kehrte er schließlich unverrichteterdinge ins Haus zurück.

Er nahm sich vor, Olivia zu erklären, daß er alles absprachegemäß erledigt hatte. Das war ein Fehler. Denn damit fingen die Probleme erst richtig an…

*

Das Meer…

Ein eigenes Reich, fremdartig und unerforscht trotz aller Erfolge, die der Mensch mit der Erforschung der Tiefsee schon errungen hatte.

In einer Tiefe, in die Menschen jedoch noch nie vorgedrungen waren, in einem Bereich, in dem ein Mensch sich ungeschützt nicht aufhalten konnte, lag mitten im »Schwarzen Wasser«, in das nie ein Sonnenstrahl gelangte, die Felsenburg des Oceanus.

Er war der Herr dieses Reiches.

Oceanus – ein mächtiger Koloß, halb Fisch, halb Mensch, eine Million Jahre alt.

In den gewaltigen Hallen und Gewölben, in denen es Sauerstoff gab und die nur zur Hälfte mit Wasser gefüllt waren, lebte einst ein

großes Volk.

Das Volk des Meeresherrschers, dem Björn Hellmark das lebenswichtige Amulett zurückbringen konnte.

Zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort war die Übergabe erfolgt – und Oceanus' Erinnerung war wieder in Gang gekommen. Im Schlachtplan Molochos, des machtgierigen Dämonenfürsten, der einst ein Mensch gewesen war, spielte Oceanus und dessen Reich eine große Rolle. Oceanus war nicht im Handstreich zu besiegen gewesen. Im Lauf von Jahrtausenden war er mehr und mehr in die Abhängigkeit der Dämonen geraten. Dabei bediente er sich schwarzmagischer Praktiken, die ihm normalerweise gegen den Strich gingen, und es kam der Zeitpunkt, da Oceanus zwischen Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte.

Er irrte durch die Ozeane der Welt. Ruhelos und ziellos kehrte er zurück in sein entseeltes Reich, in dem nur er noch lebte, wo einst jedoch ein großes und wissendes Meeresvolk existierte.

Durch einen Zufall war auch Frank Morell alias Mirakel, der Dyktenmann, in den Sog der Ereignisse hineingezogen worden. Nach einem Zwischenfall in der steinernen Kuppel, in der Mysterion, der Seelenfänger, seine viele tausend Jahre währende Strafe absaß, weil er Rha-Ta-N'my hintergehen wollte, war er in die unterseeische Felsenburg geraten.

Hier trafen Macabros und Morell zusammen.

Hier kam es zur Begegnung mit Oceanus und der ersten Erkenntnis, daß dieser Meeresherrscher aus einer fernen Vergangenheit mit ihnen gemeinsam den Rätseln und Geheimnissen nachgehen wollte. Diese Rätsel waren zum Teil erst nach dem Verschwinden von Oceanus' Volk entstanden.

Die gigantische Felsenburg auf dem Grund des Meeres, im Bereich des berüchtigten Bermuda-Dreiecks, stellte den Mittelpunkt eines Reiches dar, der für Eingeweihte und Fremde gleichermaßen von allerhöchstem Interesse war.

Die Felsenburg in der tiefsten Tiefe der schwarzen Wasser war uralt und voller Geheimnisse. Und sie stellte das Zentrum eines Machtbereichs dar, das Menschen sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen können.

Björn Hellmark und Frank Morell hatten in den Stunden der ersten Begegnung und des wachsenden Vertrauens die Erkenntnis gewonnen, daß die Mammut-Felsenburg ein großer Schmelztiegel war, in dem verschiedene Dimensionen und Zeiträume zusammengefaßt waren. Von hier aus führten zahllose Tore und Türen in phantastische Welten, die in andersdimensionierten Räumen lagen.

Wer die Baumeister dieser Burg waren, war im Gespräch mit Oceanus nur angedeutet worden. Der Riese dieser Unterwasserwelt

vermutete, daß seine Vorfahren die Gesetze von Raum und Zeit beherrschten, daß sie die Erbauer dieser Burg und des Reiches waren. Er selbst war eine Million Jahre alt und konnte sich daran erinnern, daß er schon immer hier gewesen sei und die Welt der Untersee-Felsenburg sich niemals verändert hatte.

Die Bilderwände, die viele Kilometer lang waren, erzählten die wechselhafte und farbige Geschichte einer Welt, als der Mensch als vernunftbegabte Gattung noch nicht existierte. Zu diesem Zeitpunkt stand aber die Erde schon im Mittelpunkt geheimnisvoller Ereignisse, die jetzt nach all den Jahrmillionen nur noch schwer oder gar nicht mehr zu rekonstruieren waren.

In dem ersten verbindlichen und freundschaftlich verlaufenden Gespräch zwischen Oceanus, Frank Morell und Björn Hellmark war zum Ausdruck gekommen, daß die zahlreichen Tore, Tunnel und Stollen schon von den unterschiedlichsten Lebewesen aus den verschiedensten Dimensionen benutzt worden waren.

Diese Benutzung war jedoch nur von Fall zu Fall möglich gewesen. Erst in dem Augenblick, da Oceanus eine bestimmte Zeitdauer in dämonischer Abhängigkeit lebte und sein eigenes Ich mehr und mehr in den Hintergrund trat, wurde diese Burg in ihrer Gesamtheit voll nutzbar für sie.

Begonnen hatte alles damit, daß man Oceanus das Amulett raubte, das von den Kräften seiner Vorfahren erfüllt war. Dieses Amulett war jedoch auf unerklärliche Weise dann in die Hände eines heiligmäßigen Einsiedlers geraten, und von dort in die Spiegelwelt des Dämonenfürsten. Es gelang Molochos nicht, sich in den Besitz des Amuletts zu bringen. Auf dem Grund des Spiegelsees schuf es eine Atmosphäre des Friedens und der Hilfe. Sie konnte von Molochos in keiner Weise beeinflußt werden.

Björn Hellmark wurde durch eine der schönen Tempeldienerinnen von Tschinandoah auf den See aufmerksam gemacht. Und durch den Sprung in diesen See floh er von Molochos Spiegelwelt. Dabei erbeutete erdas Amulett. Molochos versuchte durch List und Tücke dieses Amulett wieder an sich zu bringen, diesmal für ihn erreichbar.

Durch Geschick verhinderte es Björn Hellmark. Er brachte es fertig, dem rechtmäßigen Besitzer das Amulett zu überreichen.

Bis zu diesem Augenblick aber hatte sich einiges ereignet, das bewies, daß mit dem Besitz des Amuletts ein großer Plan in die Tat umgesetzt werden sollte, der jetzt von Molochos offensichtlich nicht mehr in dieser Form ausgeführt werden konnte.

Oceanus, Morell und Hellmark hatten Vermutungen darüber angestellt, warum Molochos gerade die Leichenpilze mit Hilfe Richard Patricks und seiner Gruppe in diese Welt gerufen hatte.

Die Leichenpilze – daran gab es nicht den geringsten Zweifel, wenn

man die Dinge berücksichtigte, die sich bisher ereignet hatten – spielten eine große Rolle im Zusammenhang mit Oceanus und dem Amulett.

Sie waren aufgetaucht, um das Amulett zu erbeuten, und es wurde von ihnen behauptet, daß sie die einzigen wären, die es vernichten könnten.

In fernster Vergangenheit, dies ließ sich auch durch eine Mitteilung Al Nafuurs nachträglich rekonstruieren, waren die Leichenpilze wie Bäume gewesen. Nach dem Diebstahl des Bildnis' des Herrschers in der Tiefe aber wurden sie in die Lage versetzt, die gewaltigen Wälder nach freier Entscheidung zu verlassen und ein grausames und lebensvernichtendes Dasein zu führen.

In jüngster Vergangenheit waren die Pilze auch hier in der sichtbaren Welt aktiv geworden. Unschuldige Menschen fielen ihnen zum Opfer. Die Pilze waren imstande, jede Art Leben in sich aufzunehmen und wieder zu kopieren. Aber wen immer sie berührt hatten, der war verloren, wurde damit selbst zum Leichenpilz und hatte keine Erinnerung mehr an sein früheres Dasein.

In das Reich der Leichenpilze war auch Rani Mahay vorgedrungen. Bis zur Stunde gab es kein Lebenszeichen von ihm.

Oceanus, der wieder »sehend« geworden war, sah das Auftauchen der Pilze noch in einem weiteren Zusammenhang.

Er glaubte Hinweise darauf entdeckt zu haben, daß ein Teil seines verschwundenen Volkes möglicherweise wie die zuletzt mit den Pilzen in Berührung gekommenen Menschen in der Dimension dieser Pilze verschwunden waren.

Hier von der unterseeischen Felsenburg aus gab es Tore in diese Dimension. Gemeinsam wollten sie dort eindringen und einen Befreiungsversuch unternehmen. In der Hoffnung, daß es überhaupt einen Sinn hatte.

Vorsicht und Aufmerksamkeit war geboten. Vieles hatte sich in den Jahrtausenden verändert, in denen Oceanus seine Behausung nicht mehr bewußt registriert hatte.

Waren die Tore präpariert? Stellten sie Fallen dar? All diese Fragen kamen den beiden so ungleichen Geschöpfen, die in dieser Stunde einen ersten Erkundungsgang unternahmen.

Oceanus glitt mit elastischen, fließenden Bewegungen durch das Wasser. Das Spiel seiner Muskeln war unter der glatten, schimmernden Haut deutlich zu verfolgen.

Der Meeresbewohner mit dem Fischleib, dem breiten, ausladenden Fischkopf und den muskelbepackten Menschenarmen, hatte Finger, die durch dünne Schwimmhäute miteinander verbunden waren.

Oceanus glitt in einen Stollen, in dem Frank Morell an jenem Tag, als es zur ersten Begegnung zwischen ihnen kam, eine Bewegung

wahrzunehmen glaubte.

Frank Morell alias Mirakel war in diesen Minuten mit von der Partie.

Morell nutzte den Einfluß des Dyktenkristalls, der flach und strahlend seine Brust zierte und ihn mit kostbaren und wunderbaren Kräften versah.

Eine schimmernde Aura umgab ihn, hinter der er praktisch den denkbar besten Schutz besaß, den ein Mensch sich nur wünschen konnte. Innerhalb dieser Aura war er erfüllt von dem kosmobiologischen Kraftstrom des rätselhaften Kristalls aus einer anderen Welt und konnte sich in jedem Element bewegen, ohne Schaden davonzutragen.

Mit den Dyktenkräften, die ihm der Kristall vermittelte, konnte er sich mit unvorstellbar hoher Geschwindigkeit bewegen, jeden Ort der Welt erreichen, sogar wie ein Superwesen vorstoßen in das All, aus dem seine Seele einst gekommen war.

Mirakel schwebte lautlos im Luftraum über dem schummrigen Tunnel, durch den Oceanus glitt. Steil ragten zu beiden Seiten die bemalten Wände empor, auf dem fremdartige Wesen mit noch fremdartigerem Getier schwere Kämpfe auszutragen hatten.

Ungewöhnlich waren die Szenen aus einer anderen Welt. Manche der Riesenbilder erinnerten an Darstellungen von Träumen oder Malereien, die ein Künstler im Drogenrausch fertiggestellt hatte.

Ein Farben- und Formenreichtum, der faszinierte, irritierte und fesselte.

Der Stollen, den sie aufmerksam begutachteten, vereinigte sich mit einer Halle, in der es in etwa dreißig Metern Höhe eine bizarre, an den Wänden entlanglaufende Galerie gab.

Mirakel streckte die Arme aus, glitt schwerelos und kraftvoll in die Höhe, erreichte die Galerie und lief dort an den Wänden entlang.

Der Stollen wies außer den Gemälden bizarre und riesige Stalaktiten auf, die schillernd und großartig von der Decke herabwuchsen und einen Himmel bildeten, der in einen undurchdringlichen Zauberwald gepaßt hätte.

Die Bilder und Wände wurden düsterer, die Atmosphäre schummriger, und plötzlich hatte Mirakel das Gefühl, tatsächlich in einem Wald zu sein.

Die Luft wurde trüb und nebelig. Schwaden webten durch die Atmosphäre, dicht und klebrig wie Spinngewebe.

Oceanus hielt inne, richtete sich innerhalb des Wassers, in dem er sich fortbewegt hatte, zur halben Höhe auf und ragte wie ein zum Leben erwachter Fels dort unter Mirakel empor.

Der breite Fischkopf drehte sich auf seinen Schultern langsam von einer Seite auf die andere.

Oceanus' breites Fischmaul öffnete sich.

»Hier ist die Burg anders. Sie ist verändert. Ich habe sie nicht so in Erinnerung«, dröhnte seine machtvolle Stimme herauf. »Irgendwer – irgend etwas ist hier eingedrungen. Der Hauch aus einer anderen Welt.«

Oceanus blickte zu dem Dykten empor und fuhr dann zu sprechen fort: »Was hast du für ein Gefühl, Frank?«

Für Morell war es eigenartigerweise kein seltsames Gefühl, seinen Namen aus dem Mund dieses ungeheuerlichen Lebewesens zu vernehmen. Er hatte sich erstaunlich schnell daran gewöhnt, und führte dies unter anderem auch darauf zurück, daß in seiner Dyktenseele aller Wahrscheinlichkeit nach noch Erinnerungen aus seinem ersten Leben auf Tala-Mar vorhanden waren. Und die Dykten, das Volk, von dem er abstammte, hatten mit allergrößter Wahrscheinlichkeit noch Kontakte zu anderen, intelligenten Lebensformen unterhalten.

Ungewöhnlich war es, daß Mensch und Oceanus sich begegnet waren und gemeinsame Interessen entdeckten.

Morell nickte. »Da ist etwas, ich fühle es auch. Ein Einfluß, aber ich kann ihn nicht definieren. Wir werden beobachtet…«

»So kommt es mir auch vor.«

Mysterion, schoß es Morell sofort durch den Kopf.

Der Seelenfänger hatte sein Gefängnis verlassen und war nach dem letzten Zusammenstoß mit Frank Morell nicht mehr in die Kuppelstation zurückgekehrt, die Rha-Ta-N'my ihm als Gefängnis zugewiesen hatte.

War Mysterion hierher ausgewichen? Waren ihm der Eingang und das Milieu vertraut?

Vorsicht war geboten.

Mirakel blickte sich aufmerksam um.

»In diesem Bereich liegt das Tor in die Dimension der Pilze«, machte Oceanus sich wieder bemerkbar.

»Ist es möglich, es zu passieren, Mogk Duul?«

Frank redete Oceanus mit seinem wahren Namen an, den er ihnen anvertraut hatte.

»Das werden wir gleich wissen… aber wir wollten auf Björn warten. Er bleibt lange.«

»Das bedeutet, daß das Problem, das sich ihm stellte, nicht so einfach zu lösen ist, wie er erhofft hat«, antwortete Morell. Er wollte dem noch etwas hinzufügen. Doch dazu kam er nicht mehr.

Ein ohrenbetäubendes Donnern ließ die Felsenhalle, in der sie sich aufhielten, erbeben. Es krachte und barst, und der steinerne Himmel über ihnen setzte sich plötzlich in Bewegung. Viele tausend Tonnen schwere Felsnadeln brachen ab und regneten aus der Höhe auf sie

herab, um sie unter sich zu begraben…

*

Er schlug die Augen auf.

Im ersten Moment begriff er nicht, was geschehen war und wo er sich befand.

Dann klärte sich sein Blick, und er fuhr zusammen, als er erkannte, daß er sich zu Hause befand.

Der Mann richtete sich ruckartig auf.

Da sah er das Gesicht des Mannes vor sich, der ihm genau gegenübersaß und seinem Blick nicht auswich.

»Hellmark!« entfuhr es Holesh.

Der Angesprochene, der es sich in einem der kostbaren Sessel bequem gemacht hatte, nickte kaum merklich. »Richtig! Sie haben mich gleich wieder erkannt, Mister Holesh. Es tut mir leid… wegen vorhin. Ich wollte eigentlich nicht so hart zuschlagen, doch Sie haben mir keine andere Wahl gelassen. Sie wären mit mir weniger zimperlich umgegangen, wie ich das einschätze.«

»Wie komme ich hierher? In mein Haus?«

»In eines Ihrer Häuser. Sie haben erstaunlich viel Besitztum für einen Mann, der über ein normales Einkommen verfügt.«

»Ich habe eine große Erbschaft gemacht.«

Björn nickte. »Ich weiß. Mister Patrick hat mir davon erzählt. Wie hieß die freundliche Tante, die das Testament hinterließ? Molochos – nicht wahr?«

Holesh fuhr wie von einer Tarantel gebissen in die Höhe.

Hellmark drückte sich aus dem bequemen Sessel empor. »Wir wollen uns gegenseitig nichts vormachen, Mister Holesh. Ich glaube, wir wissen beide, wie der Karren läuft, wir haben ein Problem und können uns helfen. Deshalb bin ich hier, deshalb habe ich Sie hierher bringen lassen, nachdem Sie auf dem Parkplatz vorhin keine große Lust hatten, mit mir über die Probleme zu sprechen. Sie hatten Hausschlüssel bei sich. Ich bin nicht mit Gewalt hier eingedrungen, Mister Holesh.«

Der junge Mitarbeiter, der in Richard Patricks Privater Parapsychischer Forschungsgemeinschaft mitwirkte, blickte sich rasch um.

»Wir sind allein«, fuhr Björn fort, der sich denken konnte, was jetzt hinter der hohen, in nachdenkliche Falten gelegten Stirn Frank Holeshs vorging. »Mister Fisher, der so freundlich war, uns hierher zu bringen, ist weitergefahren. Ich nehme an, daß Sie ihm nicht folgen werden, um Ihren Rachefeldzug durchzuführen.« Hellmarks Stimme war von schneidender Schärfe.

Er hielt etwas in der Hand. Seine Linke war geschlossen.

»Wir kennen uns beide nur flüchtig«, stieß Holesh haßerfüllt hervor. »Es müßte ganz einfach sein, daß wir unsere Probleme bereinigen könnten. Sie lassen mich in Ruhe – und ich Sie! Das ist alles!«

Kopfschüttelnd ging Björn auf ihn zu. »So einfach geht das leider nicht mehr, Mister Holesh. Sie haben ein Verbrechen begangen. Im Vollbesitz Ihrer geistigen Kräfte. Sie haben eine Krankenschwester getötet, den Arzt niedergeschlagen und eine Frau aus dem Krankenhaus entführt, die dringend ärztlicher Hilfe bedurfte. Ich brauche nur bei der Polizei anzurufen und Sie dort abzuliefern.«

Das überhebliche Grinsen um Holeshs Mundwinkel verschwand nicht. »Und warum tun Sie es nicht?«

»Weil ich mir noch nicht ganz sicher bin, ob es von Nutzen sein wird. Es gibt Menschen, für die ist auch eine Gefängniszelle durchlässig. Sie haben Ihre Seele verkauft, Holesh. Sie werden nicht gegen Ihren Willen in der Macht jener gehalten, die sich vorgenommen haben, die Erde in ein Chaos zu stürzen. Sie haben sich bereichert, Sie wollten Geld und Einfluß. Ihr eigener Entschluß hat Sie in die Reihen des Dämonenfürsten katapultiert. Sie fahren einen superschnellen Wagen, den teuersten, den es gibt. Sie besitzen mehrere Traumhäuser in den Staaten, unter anderem dies hier in Miami. Ein Zufall, daß Sie ausgerechnet Miami gewählt haben – oder hat es seine besondere Bedeutung?«

Holesh lachte rauh. »Nehmen Sie an, was Sie wollen, wie Sie's gerne haben möchten, Hellmark. Es wird sowieso nichts an dem ändern, was kommen wird.«

»Sind Sie sich dessen denn so sicher?«

»Ja. Es ist nur eine Frage der Zeit. Sie können nicht gewinnen…«

»Und warum nicht?«

»Weil Sie auf der Verliererseite sind. So einfach ist das.«

»Hier täuscht sich jemand, Holesh. Das sind Sie.«

Der winkte ab. »Vergeuden wir unsere Zeit nicht. Das Ganze war ein Zwischenspiel, mehr nicht. Gehen Sie – und ich bleibe hier. Wir haben uns gegenseitig nichts zu sagen. Vergessen wir den Vorfall. Ich lasse Sie in Ruhe und Sie mich. Wir wollten uns gegenseitig helfen, das sagten Sie doch vorhin, Hellmark, nicht wahr? Auf diese Weise können wir es am besten.«

»Damit bin ich nicht ganz einverstanden. Holesh. Es geht nicht nur um Ihr und mein Schicksal – da hängen leider noch andere mit drin. Richard Patrick zum Beispiel und all Ihre anderen Kollegen. Wir haben den Beweis dafür, daß mit Ihrer Entdeckung des Blutsiegelzeichens im Keller einer alten Farm eine Veränderung Ihres bisherigen Lebensstils eintrat. Sie wurden über Nacht reich, und gleichzeitig wurden Richard

Patrick und alle anderen Kolleginnen und Kollegen der Gemeinschaft zu Verrätern. Keinem wurde dies bewußt, Holesh. Erst jetzt, so nach und nach wird den Beteiligten klar, daß sie offenbar etwas tun, wofür man sie nicht verantwortlich machen kann. Ich habe immer noch die Hoffnung, daß es auch bei Ihnen so ist. Denn dann könnte man Ihnen helfen. Jemand, der selbst nicht bereit ist, das Ungesetzliche und Ungerechte zu tun, kann schließlich nicht gegen seinen Willen über einen längeren Zeitraum dieses Fehlverhalten fortführen. In dem Moment, da er erkennt, wie die Dinge zusammenhängen, ist er frei. Das haben Richard Patrick und Professor Cartning erkannt, das wissen Ihre Kollegen Nicole St. Curie und Poul Saltzer. Jetzt, da ihnen Zusammenhänge klar werden, können sie es möglicherweise aus eigener Kraft schaffen, Stück für Stück den unangenehmen Bann abzustreifen, den sie selbst nicht verursacht haben. Der Verursacher sind Sie…«

Holesh nickte triumphierend. »Richtig! Und ich bin freiwillig bereit gewesen, jenen zu unterstützen, der mich mit Glücksgütern überschüttet hat. Er wird mich nicht im Stich lassen, wenn ich ihn brauche.«

Holesh sprach überheblich und mit arrogantem Gesichtsausdruck. In seinen Augen zeigte sich ein erschreckend kaltes Licht. »Wenn ich ihn rufe – oder all die anderen, die ich bisher gebraucht habe, werden sie mir ihre Hilfe nicht versagen. Ich habe gute Freunde…«

Die Konzentration auf seinem Gesicht entging Björn nicht.

Dumpfe, ferne Geräusche machten sich im Haus breit, draußen vor den verhangenen Fenstern zeigten sich verwaschene, fließende, graue Schatten. Die Unruhe schwoll an wie die aufkommende Flut.

Björn verlor die Ruhe nicht. Er öffnete nur die linke Hand und entzerrte das Etwas, das an eine unscheinbare Strumpfmaske erinnerte und dem doch so gewaltige Kräfte innewohnten.

Das Rascheln und Rumoren wurde auf der Stelle schwächer, die Schatten vor den Fenstern verblaßten und lösten sich auf.

Die Geister aus den Jenseitswelten, die Holesh zu Hilfe gerufen hatte, wagten es nicht, näher zu kommen. Sie fürchteten sich vor der Dämonenmaske.

Und auch Holesh wich erschreckt zwei, drei Schritte zurück, als Björn Hellmark sich anschickte, die Maske überzuziehen.

»Tun Sie's nicht!« rief er entsetzt, am ganzen Körper zitternd.

»Sie lassen mir keine andere Wahl«, erwiderte Björn. Er näherte sich mit der Maske seinem Gesicht. Noch wirkte der Stoff braun und knisterte zwischen seinen Fingern.

»Lassen Sie's! Setzen Sie die Maske nicht auf!« Holeshs Lippen zuckten. Er war weiß wie eine Kalkwand. Panische Angst stand in seinem Gesicht geschrieben.

»Es liegt an Ihnen, Holesh. Ich denke, Sie fürchten sich vor nichts…«

»Vor nichts – außer der Maske«, keuchte er. »Nehmen Sie sie weg.« Er verkrampfte sich wie unter körperlichen Schmerzen.

Björn schloß die Hand um das unansehnliche Stück Stoff, das jedoch kein Stoff war. Die strumpfartige Maske bestand aus der Haut eines abtrünnigen Dämons, der sich vor einigen hundert Jahren auf die Seite der Menschen geschlagen und in den Augen der Herrscher der Finsternis einen abscheulichen Verrat begangen hatte. Dieser Dämon aber war vor seinem Dämonendasein offensichtlich ein Mensch gewesen. Genau hatte Björn die Herkunft der Maske und die Umstände ihrer Existenz nie klären können, obwohl er sich intensiv darum bemüht hatte.

Er glaubte jedoch Hinweise entdeckt zu haben, daß dieser Mann sich seinerzeit selbst opferte, daß er dem Gericht der Jenseitsherrscher entging und ein Vermächtnis hinterließ, das noch heute seine Früchte trug.

»Warum fürchten Sie die Maske?« fragte Björn Hellmark schnell. Seine Faust umschloß sie bis auf den letzten Zipfel.

Holeshs Atem wurde ruhiger. Die Schweißausbrüche ließen nach. »Ihr Anblick… schmerzt, brennt wie Feuer.«

»Was sehen Sie in der Maske, Holesh?«

»Das Ende – das Chaos ohne uns… ein Alptraum… singende und betende Menschen im Licht… die Klänge, ich…« Er fuhr plötzlich zusammen, sah erschreckt aus und schien zu begreifen, daß er bereits vielzuviel gesagt hatte.

Für Holesh war dies ein Augenblick des Entsetzens, für Björn Hellmark eine Erkenntnis. Zum ersten Mal erhielt er von der »anderen Seite« einen Hinweis darauf, welche Wirkung die Maske in der Psyche einer solchen Person hatte.

Holesh hatte »das Ende ohne uns« gesehen – beinahe wörtlich hatte er sich so ausgedrückt! Das Ende – das war der absolute Tod ohne Hoffnung, ohne Erfüllung.

Die singenden und betenden Menschen auf einer Welt des Chaos – das war ein Widerspruch. Für einen, der sich in der Denkweise der Eroberer und Intriganten aus einem dämonischen Universum auskannte, aber war es keineswegs einer. Rha-Ta-N'my und alle, die ihr hilfreich zur Seite standen, strebten nach der Herrschaft über alle Welten des Universums, ob im Makro- oder Mikrokosmos, ob im dreidimensionalen Raum oder in den Parallelwelten… Es sollte eine umfassende Herrschaft sein, die der Entwicklung und freien Entfaltung des Menschengeschlechts feindlich gesinnt war.

Das Chaos – war die Welt, wie die finsteren Häscher sie nicht mochten. Menschen, die in Frieden lebten und in Harmonie. Das

Traumbild, der Wunschtraum aller Generationen – wurde er irgendwann doch mal verwirklicht? Schaffte der Mensch es, die Fesseln der Unvernunft, des Geizes, der Rücksichtslosigkeit abzustreifen und das Gesicht der Erde in einer fernen Zeit schließlich doch zu verändern?

Dies war nicht der Ort, nicht der Zeitpunkt, um Überlegungen dieser Art anzustellen.

Es gab Näherliegendes. Er mußte Holeshs Unruhe und Ratlosigkeit ausnutzen. Er fürchtete die Maske, das bedeutete, daß irgend etwas in ihm war, das sich nicht mehr mit seinem Menschsein vereinbaren ließ.

»Was ist auf der anderen Seite des Blutsiegels geschehen, von dem Sie eine Abbildung im Keller jener Farm fanden, in die Sie schließlich auch Ihre Kollegen unter Vorspiegelung falscher Tatsachen lockten?«

Björn stellte seine Fragen gezielt. Er hatte schon zuviel Zeit verloren. Er wußte, er wurde erwartet. Gemeinsam mit Frank Morell und Oceanus wollte er in die Dimension der Pilze eindringen, um das verschwundene Volk des Oceanus und Rani Mahay zu suchen. Auch Dr. Tom Gerland und der Captain der Mordkommission, Charles Brighton, befanden sich in der Welt der Leichenpilze, über die man viele Überlegungen angestellt hatte, ohne etwas Genaues zu wissen…

Holesh druckste herum.

Plötzlich wollte er von seiner Bereitschaft nichts mehr wissen. Björn öffnete die Hand.

»Lassen Sie! Ich rede!« Seine Stimme klang kläglich. Hellmark ließ die Hand ein wenig geöffnet.

Holesh begann stockend und sprach sehr langsam, als wolle er Zeit gewinnen. Er schilderte die düstere Nebel- und Flammenwelt, in die er Eingang gefunden hatte, und erwähnte die Stimme, die ihn ansprach…

»Zuerst wollte ich nicht«, fuhr er leise fort. Er hielt die Augen geschlossen. »Aber dann siegte die Neugier und die Vorstellung, wunschlos glücklich zu sein…«

»Wunschlos glücklich?« echote Björn. »Können materielle Dinge allein – wunschlos glücklich machen?«

»Ich war der Überzeugung. Wenn man alles besitzt, gibt es keine Wünsche mehr. Dann wollte ich meinen Triumph auskosten und anderen Menschen zeigen, welche Dinge ich vermochte. Ich lockte Patrick und die anderen an den Ort, wo in ihr Unterbewußtsein jener Befehl eingeimpft wurde, immer dann, wenn es notwendig war, Molochos zu Diensten zu sein. Mehr vermochte man ›drüben‹ aufgrund der besonderen Konstellation der Dinge nicht auszurichten. Patrick und den anderen durfte man nichts anmerken. Sie sollten brauchbare Handwerkszeuge sein, die im Verborgenen wirkten. Von Stund’ an war keiner meiner Kollegen mehr Herr seines Willens und seiner

Entscheidungen, von Stund' an war ich der Herr der Gemeinschaft. Meine Gedanken wurden die ihren… in den Stunden der Entscheidung bildeten wir eine Einheit. Auf die waren wir in Molochos Reich eingeschworen worden.«

»Welche Möglichkeiten gibt es, den Bann abzustreifen, Holesh?«

»Keine.«

»Sie lügen!«

Er schüttelte heftig den Kopf. Björn stand ganz dicht vor dem jungen Mann und sah, wie es in dessen Gesicht arbeitete.

»Ich will, daß alles so bleibt, und Sie werden mich nicht daran hindern, den Weg weiterzugehen, den ich begonnen habe«, preßte er plötzlich hervor. Er öffnete die Augen. Haß leuchtete in ihnen. »Ich werde nicht weichen, nie… auch wenn ich Ihnen alles erzahle, was Sie wissen wollen! Ich habe den Himmel auf Erden, ich wäre ein Narr, würde ich all das aufs Spiel setzen!«

»Wo der Bann gesät wurde, kann man ihn wieder lösen«, widersprach Hellmark.

»Nicht, wenn ich es nicht will…«

»Dann liegt es an Ihnen!«

»Ich bin der Herr der Gruppe…«

»Ein Herr, der intrigiert und mordet! Der seine eigenen Leute ins Verderben zieht. Astrid Reven zum Beispiel!«

»Das war ein Unfall! Sie lief den Leichenpilzen direkt in die Arme… das war ihr Tod.«

»Was haben Sie mit den Leichenpilzen zu tun?«

»Ich kann sie rufen – gemeinsam mit den anderen. Dies war Molochos' Plan, dafür brauchte er unsere Hilfe, dafür hat er mich fürstlich belohnt.«

»Blutlohn«, sagte Björn angewidert. »Lohn der Hölle… vielleicht bezahlt er mit falschen Schemen, Holesh!«

»Meine Wünsche wurden mir erfüllt – was will ich mehr?«

»Ist es wirklich Ihre freie Entscheidung, so weiterzuleben, Holesh? Werden Sie nicht – gezwungen? Spüren Sie nicht irgend etwas, das Sie bedrückt, das Sie – Reue empfinden läßt?«

»Reue? Weshalb?«

»Für das Unrecht, für den Tod unschuldiger Menschen… für die Ausweglosigkeit, in die Sie Ihre Kollegen gebracht haben…«

»Nein, was habe ich damit zu tun? Ich bestimme – und was ich bestimme, das wird gemacht. Das ist alles!«

Größenwahn!

Er riß plötzlich die Augen auf, daß man sich fürchten konnte. »Ich bin reich, ich habe Einfluß und werde einst mehr beherrschen als das, was Molochos mir jetzt gewährt und…«

Björn wollte ihn noch darauf aufmerksam machen, daß er sich hier

in einem gewaltigen Irrtum befände. Aber die Ereignisse waren mehr, als seine Worte vermocht hätten.

In den Wänden und Decken des großen Luxushauses knisterte und ächzte es.

Die Tapeten platzten auf, rissen der Länge nach durch und lösten sich von den Wänden! Der verzierende Stuckrand unter der Decke lockerte sich, wurde morsch und sandig und rieselte herab. Der gesamte Verputz löste sich, und das Haus begann zu schwanken. Der riesige Leuchter schaukelte bedrohlich hin und her. Die Kette, an der er befestigt war, riß mit lautem, peitschenähnlichem Knall – und das Ungetüm von Lampe kam herab.

Sie befand sich genau über Hellmark und Holesh, und beide wären getroffen und erschlagen worden, hätte Björn nicht geistesgegenwärtig die Initiative ergriffen.

Björn warf sich Holesh entgegen. Er schleuderte sein Gegenüber mit einer heftigen Bewegung zurück und riß ihn mit. Keine Sekunde zu früh!

Der wuchtige Kronleuchter verfehlte sie nur um Haaresbreite.

Holesh und Hellmark stürzten, als der Leuchter mit ohrenbetäubendem Lärm auf dem Boden aufschlug.

Im Fallen wurde uralter Staub aufgewirbelt, der wie durch Zauberei plötzlich überall vorhanden war und zentimeterdick den Boden und die brüchigen, unansehnlichen Möbel bedeckte.

Durch die Wucht des Aufschlags der Lampe brach der Boden durch, der ebenfalls morsch und uralt war. Der Leuchter blieb zwischen den aufplatzenden Dielen hängen.

Das war kein Leuchter mehr, der prunkvoll glänzte. Er war völlig verrottet und verbogen, als hätte er jahrhundertelang in Wind und Wetter gelegen.

Rundum Auflösung, Chaos… innerhalb weniger Sekunden verwandelte sich dieses phantastische Haus in eine wahre Bruchbude.

Hellmark ahnte, was hier geschah. Und er verlor keine Sekunde.

Kaum zu Boden gestürzt, sprang er schon wieder auf die Beine. Er riß Holesh mit sich, ehe der begriff, wie ihm geschah.

Björn jagte durch die Räume und Flure. Überall löste sich der Verputz, und darunter hervor kamen alte, morsche Wände. Die Bilder, die eben noch in schweren Goldrahmen hingen, erwiesen sich als Attrappen, als billige Drucke, die wie von unsichtbaren Händen in der Luft zerfetzt wurden. Die bösen Geister, die in diesen Mauern zu Hause waren, die bösen, irreführenden und betäubenden Gedanken einer Macht, die Blendwerk erzeugen konnte, verschwanden. Und zurück blieb eine Stätte des Schutts und der Asche.

Hellmarks geistesgegenwärtige Reaktion rettete ihnen das Leben. Sie erreichten das Freie, stürzten hinaus in den ungepflegten Garten,

und von hier aus hatte Holesh endlich die Gelegenheit, die »Villa« so zu sehen, wie sie wirklich war.

Die Wege waren mit Unkraut überwachsen, und neben dem morschen, baufälligen Haus, das nicht mehr war als eine Bretterbude, stand ein Schuppen, der Holesh als Garage gedient hatte. In diesem Schuppen stand ein Autowrack. Niemand hätte zu erkennen vermocht, daß es sich dabei um Holeshs Sportflitzer handelte, um einen Wagen, der fast hunderttausend Dollar gekostet hatte.

Holesh gab einen wilden Schrei von sich.

»Molochos! Ist das der Lohn für das, was ich getan habe?« Sein Ruf war eine Mischung zwischen Aufschrei und Klagen.

Keine Antwort! Unheimliche Stille…

»Blendwerk! Alles ist Blendwerk. Der Dämonenfürst hat soviel Macht über Sie, daß er Sie Dinge sehen läßt, die es nicht gibt. Sie leben in einer Traumwelt, Holesh, und es ist Ihnen gelungen, auch mir für eine kurze Zeit diese Traumwelt zu zeigen. Wobei sich eine Frage stellt: Ist das, was wir vorhin sahen, die Wirklichkeit – oder ist es sie jetzt mit diesem Gesicht?«

»Ich sage mich los von ihm«, erwiderte Holesh. »Er hat kein Recht, mich so zu behandeln.«

Wahre Reue? Der Wunsch, umzukehren?

Die dunklen Augen des jungen Mannes suchten Hellmarks Blick. »Ich habe viel Unsinn gemacht. Es tut mir leid. Ich habe Menschen getötet, intrigiert…« Es sprudelte nur so über seine Lippen. »Das wollte ich nicht, nein, das habe ich wirklich nicht gewollt. Die Schuld, die ich auf mich geladen habe, ist sie zu büßen?«

»Wollen Sie sie denn büßen, Holesh? Es wird nicht einfach sein…«

»Ja, ja, helfen Sie mir, helfen Sie, daß ich loskomme von diesen Fesseln!«

»Man wird Ihnen viele Fragen stellen. Der Weg zur Polizei wird Ihnen nicht erspart bleiben. Sie haben sich zwar freiwillig entschieden, Molochos zu dienen – aber unter welchem Einfluß Sie wirklich standen, dafür werden Sie und ein Anwalt die richtigen Worte finden müssen. Ohne Strafe wird es nicht abgehen, aber es wird der Tag kommen, an dem Sie frei sein werden. Wirklich frei, Holesh! Zur Umkehr ist es nie zu spät, wenn man nur will.«

Einen Moment glaubte Hellmark, daß Holesh es wirklich ernst meine.

Was aber dann geschah, bewies ihm, daß dies nicht der Fall war.

*

»Nein!« sagte Holesh unvermittelt, heftig den Kopf schüttelnd. »Alles, was ich liebe, soll mir zwischen den Fingern zerrinnen? Zurück

bleibt das Nichts?«

Und noch während er dies sagte, veränderte sich die Umgebung, zeigte sich der Park wieder in seiner ganzen Großartigkeit und die Villa in ihrer ganzen Pracht.

Eine magische Halluzination! Holesh hatte sie selbst herbeigeführt, geradeso, als müsse er sich bestätigen, was ihm bleibt, wenn er versagte, wenn er sein altes Leben wieder aufnahm.

Er lief blitzartig nach vorn, die Arme wie beschwörend emporreißend. Mit sich überschlagender Stimme rief er in die Nacht hinaus: »Ich will sein wie du, Molochos. Es wird der Tag kommen, da werden wir beide uns ergänzen…«

Er wußte nicht mehr, was er sagte. Er hatte den Verstand verloren. Und Molochos, mit dem er seinen Bund geschlossen hatte, machte ein Ende.

Holesh erinnerte sich nicht mehr daran, was sich im einzelnen damals jenseits des Blutsiegelraumes abspielte. Da hatten die Aussichten und Erfolge ihn geblendet, und er war auf alles eingegangen. Seinen Verstand hatte er verloren, seiner Seele wurde er nun beraubt.

Er drehte sich wie ein Tier, das von einem Projektil getroffen worden war, um die eigene Achse und gab einen langen, klagenden Laut von sich, der durch den nächtlichen Park hallte.

Dann ging Frank Holesh langsam in die Knie, während Hellmark auf den Niedersinkenden zueilte.

Holeshs Puls raste, sein Gesicht war starr wie eine Maske, seine Augen glänzten wie im Fieber. Mit diesen Augen nahm er Björn Hellmark schon nicht mehr wahr.

Sein Blick war in eine imaginäre Ferne gerichtet.

»Holesh?! Was ist los?« fragte Björn irritiert.

Er hielt die Dämonenmaske in der Hand. Kein Dämon, kein Geistgeschöpf hätte es jetzt gewagt, sich ihnen zu nähern.

Aber das war auch gar nicht notwendig.

Holesh trug das Verderben in sich. Damals, als er Molochos' Reich aufsuchte und sich bereit erklärte, aus freien Stücken seine Kameraden zu verraten, legte der Dämonenfürst die Saat. Diese Saat ging jetzt auf. Man hätte auch sagen können: die Zeitbombe explodierte. Denn es war eine geistige und seelische Explosion, die stattfand und Frank Holeshs Dasein ausradierte.

»Zu spät…«, entrann es langsam seinen Lippen, und seine Stimme war so schwach, daß Björn sie kaum hörte. »Einmal… Hellmark… ist es eben doch… zu spät, nicht wahr? Ich habe mit hohem Einsatz gespielt, ich habe verloren! Pech… Es hätte auch anders kommen können. Irgendwann im Leben erhalten wir alle unsere Quittung für das, was wir getan haben, für das… was wir… unterlassen haben…«

Es schien, als hätte er noch mal einen lichten Moment, wo ihm alle Zusammenhänge klar wurden. »Was wird mich wohl jetzt erwarten, Hellmark?«

Er wollte noch etwas hinzufügen. Da fiel er in sich zusammen wie ein leerer Sack. Das Leben wich aus seinem Körper, seine Seele verließ den Leib. Sie war nicht mehr sein Eigentum und war dazu verdammt, einzugehen in das Reich der Dämonen, dem er sich verschrieben hatte.

Hellmark drückte dem Toten die Augen zu.

Molochos konnte diesen Menschen nicht mehr gebrauchen, und so hatte er die Zeitbombe gezündet. Ein verwirrter Geist eignete sich nicht für die Pläne, die er mit ihm vorgehabt hatte. Er hatte Frank Holesh fallenlassen wie ein Handwerkszeug, das man nicht mehr benötigte…

*

Er benachrichtige die Polizei und teilte mit, wo die Leiche zu finden sei und war nicht sonderlich zufrieden mit dem Ausgang des Vorfalls.

Er hatte Holesh helfen wollen. Aber Holesh hatte von dieser Hilfe nichts wissen wollen…

Hellmark ließ Macabros entstehen. Mit Hilfe seines Doppelkörpers katapultierte er sich zunächst nach Dayton, in das Palais, das Patrick und seiner Gemeinschaft gehörte.

Alle schliefen. Außer den Polizisten, die draußen im Park patrouillierten, in der Erwartung, daß sich über kurz oder lang etwas ereignete, das ihre Anwesenheit erforderlich machte. Außer den Staatsdienern hielten sich vier Privatdetektive in dem Palais auf. Sie waren beauftragt, jeden Weg und jede Aktion der hier Wohnenden zu beobachten und beim geringsten Abweichen vom »normalen Verhalten« einzugreifen. Richard Patrick sah sich zu einer solchen »Überwachung« veranlaßt, nachdem es nochmals in diesem Haus zu einem schweren Zwischenfall gekommen war. Bei dieser Gelegenheit wäre Hellmark beinahe getötet worden.

Patrick und seine Gemeinschaft waren dem Ruf Molochos' gefolgt, der ihr Unterbewußtsein beherrschte.

Hatte diese Gemeinschaft, die wie Telepathen mit Holesh in gedanklicher Verbindung standen, sobald »ihre Stunde« gekommen war – den Tod Holeshs registriert? War hier in diesem Haus etwas Besonderes vorgefallen?

Die Detektive, die zur Zeit ihren Auftrag erfüllten, konnten nichts dergleichen berichten.

Der Abgang Frank Holeshs, der eindeutig im Jenseitsreich Molochos' zum geistigen Führer dieser Gruppe ernannt worden war,

schien von den Schläfern überhaupt nicht registriert worden zu sein.

Holesh war die Bezugsperson gewesen, die alles in die Wege leitete. Würde mit dem Tod dieses Mannes die Vergewaltigung der von ihm Abhängigen zu Ende sein – oder hatte sie überhaupt keine Auswirkung?

Erst die nahe Zukunft und die weitere Beobachtung der Gefährdeten konnte dies beweisen.

Björn verließ das Gebäude. Unbemerkt von den zur Zeit Wachenden ließ er wieder seinen Doppelkörper entstehen und befand sich im nächsten Moment auf der friedlichen Insel im Stillen Ozean, auf Marlos.

Er holte aus der Geisterhöhle jene Dinge, mit denen er sich stets auszurüsten pflegte, wenn besonders gefahrvolle Situationen auf ihn zukamen, die aus dem Reich der Finsternis gesteuert wurden.

In einen speziell angefertigten Lederbeutel hatte er schon den Trank der Siaris gesteckt und den Armreif, den er einst von Velena erhielt.

Er sollte ihn stets bei sich tragen, wenn er eine Reise unternahm, die ihn in eine andere Dimension oder eine Parallelwelt führte und ihn nur dann anwenden, wenn wirklich alle anderen Hilfsmittel versagten. Mit dem Armreif hatte es seine besondere Bewandtnis. Er konnte den Träger unsichtbar machen. Damit befand Hellmark sich im Besitz einer Tarnkappe, die Gold wert war.

Sie war allerdings mit Vorsicht zu genießen, und dies war der Grund, weshalb Hellmark sie hier in der Sicherheit der Geisterhöhle bei den von ihm erbeuteten Augen des Schwarzen Manja aufbewahrte. Der Armreif verlor seine schützende Funktion, wenn man sich seiner zu oft bediente. Dies war der Grund dafür, daß er den Armreif Velenas wie einen Augapfel hütete, damit sich die Kräfte dieses Schutzrings nicht aufhoben.

Diesmal aber nahm er ihn mit. Instinktiv fühlte er, daß er ihn vielleicht gebrauchen könne… Und sein Gefühl hatte ihn selten getrogen.

Er verließ Marlos mit gemischten Gefühlen.

Es gab kein Lebenszeichen von Tina und Anka und damit auch nicht von Carminia Brado.

Al Nafuur hatte sich ebenfalls nicht mehr gemeldet. Wußte er nichts Neues? Fand er keine Möglichkeit, sich mit seinem Schützling in Verbindung zu setzen – oder hielt er sich zurück, weil er die Nachricht scheute?

Ungewißheit war etwas Schreckliches…

Björn verabschiedete sich von den Freunden und von Pepe, die sich auf der Insel aufhielten, und er schärfte ihnen allen ein, besonders vorsichtig zu sein, wenn sie die Insel verließen. Jeder, der sich längere

Zeit auf Marlos aufhielt, entwickelte mit der Zeit die Fähigkeit, durch reine Geisteskraft diesen Ort zu verlassen und jeden beliebigen Punkt der Erde aufzusuchen. An diesem »Wunschpunkt« jedoch angekommen, standen demjenigen dann lediglich wieder seine eigenen, ganz normalen Körperkräfte zur Verfügung. Er konnte sich normal zu Fuß fortbewegen, und sich nicht einfach in Gedanken einen neuen Zielort aussuchen und dabei Tausende von Kilometern überspringen. Dazu war es erst notwendig, daß er durch Gedankenkraft nach Marlos zurückkehrte, und wenn er hier neue Kräfte geschöpft hatte, dann konnte er einen neuen Zielort aufsuchen.

Marlos, die unsichtbare Insel, bot nicht nur Schutz und Trutz vor den Mächten der Finsternis, die dieses Bollwerk nicht aufsuchen und überrennen konnten, Marlos machte die Menschen frei. Diese Insel war kein goldener Käfig und die Menschen darauf waren nicht auf Hellmark angewiesen, wenn sie den Wunsch hatten, in ihre Heimat zurückzukehren. Die Entscheidung lag nach einer ganz kurzen Zeit schon, wie sie alle durch einen Zufall entdeckt hatten, bei jedem einzelnen selbst.

Für Hellmark selbst war nach wie vor eine andere »Technik« notwendig, um die Insel zu verlassen. Er war auf seinen feinstofflichen Ätherkörper angewiesen.

Mit diesem aber konnte er dann auch in der normalen sichtbaren Welt ohne besondere Schwierigkeiten – im Gegensatz zu den anderen Marlos-Bewohnern – sich an jeden anderen beliebigen Ort versetzen.

Jetzt war sein Ziel die unterseeische Felsenburg des Oceanus, wo er erwartet wurde…

*

»Achtung! Gefahr!«

Morell alias Mirakel rief es mit Stentorstimme.

Seine Worte hallten durch den riesigen Stollen, in dem ungeheurer Lärm tobte.

Morell reagierte in der gleichen Sekunde, da er sah, was sich aus diesem außergewöhnlichen Vorfall entwickeln konnte. Er jagte wie ein Pfeil in die Höhe. Er bewegte sich mit solcher Geschwindigkeit, daß die Luft um ihn fauchend zusammenschlug.

Mit ausgestreckten Armen und geballten Fäusten stieß er in den steinernen Himmel vor, der wogte, sich bewegte und riesige Felsbrocken ausspie.

Die Stalaktiten kamen herab wie ein Hagel überdimensionaler Geschosse.

Morell selbst konnten diese Steine nichts anhaben. Die dünne, schimmernde Aura war wie ein mehrschichtiger Panzer. Und

innerhalb dieser Hülle bewegte er sich mit einer Elastizität und Leichtigkeit, daß es eine wahre Freude war, diesen Mann zu beobachten, wie er gegen die Gefahr vorging.

Mit seinen Fäusten, die in den goldfarbenen, geflügelten Handschuhen steckten, zertrümmerte er die dicksten Brocken oder schleuderte sie einfach zur Seite, als handele es sich um Gummibälle.

Morell war nicht in Gefahr – aber Oceanus war es! Und die Wucht, mit der diese unerwartete und völlig absurde Katastrophe in den Lebensbereich des Wesens aus dem Meer eingebrochen war, ließ der Vermutung freien Lauf, daß die Mächte, die glaubten Oceanus für ihre Zwecke schließlich doch noch mißbrauchen zu können, hier ungeheuer aktiv geworden waren.

Es gab Kräfte – wie Mogk Duul vermutet hatte –, die in den Jahrtausenden seiner geistigen Verschlossenheit den Grundstein legten, sich hier einzunisten.

Dies war Morells erster Gedanke: hier handelte es sich nicht um eine Naturkatastrophe. Dies wurde gesteuert.

Seinen hochempfindlichen Dyktensinnen entging nicht das häßliche, höhnische Lachen, das sich in das Brausen und Donnern der abbrechenden Stalaktiten mischte.

Er schlug zu. Die riesigen Felsbrocken platzten auseinander, als ob verborgene Sprengsätze in ihnen explodierten.

Unter den Dyktenkräften flogen die einzelnen Brocken gegen die Wand und stürzten in die Tiefe.

Morell kam es darauf an, den abbrechenden Stalaktiten eine bestimmte Richtung zu geben, um zu verhindern, daß Oceanus von ihnen erschlagen wurde.

Das Wesen aus dem Meer tauchte unter. Gischtend und spritzend schlugen die Brocken in unmittelbarer Nähe der Stollenwand ins Wasser.

Das brodelte und sprudelte, als würde es kochen.

Mirakels Fäuste arbeiteten wie Dampfhämmer. Felsbrocken zerbrachen wie morsches Gespinst. Mirakel schien in diesen Sekunden, da Hunderte von Stalaktiten von der Decke regneten, überall zu sein. Wie ein Wirbelwind fegte er durch den gigantischen Stollen, zertrümmerte die Felsen und veränderte ihre Richtung, um Oceanus vor den niederschlagenden Gesteinsmassen zu schützen.

Dem Wesen aus dem Meer, das eine Million Jahre alt war, galt dieser Angriff, daran zweifelte Frank Morell, der Dyktenmann, keine Sekunde.

Er bewegte sich schneller als ein menschliches Auge beobachten konnte, schneller als die Steine. Dies war ihm durch seine Dyktenkräfte möglich.

Er schleppte ganze Stalaktiten durch die Luft, die mehrere hundert

Tonnen Gewicht hatten, aber für ihn war es, als würde er Streichhölzer beiseite räumen.

Das Krachen und Donnern schwächte sich ab – dafür wurde das Lachen um so lauter, das aus tausend Kehlen gleichzeitig zu kommen schien.

In der Dunkelheit des Felsenhimmels über ihm zeigte sich nachdem Abbrechen der meisten Stalaktiten eine Fläche, die an einen tausendfach zerbrochenen Spiegel oder an ein gigantisches Facettenauge erinnerte, das einem Titaneninsekt gehörte.

In diesen vielen tausend Facetten zeigten sich Gesichter – ein Gesicht, wie in einem Spiegelkabinett.

Das höhnische Gesicht eines teuflisch drein blickenden Mannes, mit übermäßig großen Augen, einem spitzen Kinn und kalten, unpersönlichen Zügen.

Das Gesicht Mysterions! Tausend und abertausendfach vertreten in dem Himmel aus spiegelnden Facetten…

*

Mirakel schoß wie eine Rakete in die Höhe.

Tausend Augen beobachteten ihn, tausend Münder lachten ihn aus.

»Nun, Dyktenwurm!« dröhnte die tausendfältige, sich in schauerlichem Echo brechende Stimme von allen Seiten. »Du hast mich gesucht – und siehe da: Hier bin ich! Hattest du dir nicht geschworen, mich endgültig zu vernichten, wenn du mich wiedertreffen, wiedersehen solltest? Hier siehst du mich! Nun? Einfacher konnte ich es dir doch wahrhaftig nicht machen, nicht wahr? Du hast die Auswahl, Dyktenwurm. Welches Gesicht dir am wenigsten gefällt – hol' es dir!«

Höhnisches Lachen, das von den fluoreszierenden Wänden widerhallte!

Unten in der mit Wasser gefüllten Stollenhalle rauschte es.

Oceanus, der tief weggetaucht war, ließ sich wieder sehen. Vorsichtig reckte er seinen Hals aus den Fluten, schob seinen elastischen Fischleib nach, blickte in die Höhe und sah, was Mirakel sah.

Der Dykte stieß in den Facettenhimmel vor, und dann zertrümmerten seine Fäuste die Spiegel, die die ganze Decke einnahmen.

Es splitterte, und helle, peitschenartige Töne waren zu vernehmen. Hunderte von Facetten wurden zu winzig kleinen Splittern und Scherben, die schwerelos durch die Felsenhalle schwebten.

Hundert Gesichter Mysterions verschwanden, aber da blieben noch immer tausend übrig, die lachten und ihn verhöhnten.

Ein Teufelsspuk! Eine Halluzination?

Morell wollte es nicht wahrhaben.

Reihenweise zertrümmerte er die Spiegel, und es waren in der Tat immer nur Spiegelbilder, die er erwischte.

Mysterion verhöhnte ihn weiter, und sein schreckliches Lachen war wie ein Gift, das die Atmosphäre durchsetzte.

Bilder zerplatzten wie Seifenblasen. Im Hintergrund schienen alle Facetten sich zu verjüngen und zu einer einzigen, winzigen zusammenzulaufen.

Mirakel schwang sich durch die Luft und stieß kerzengerade in den Stollen vor, der in einer Entfernung von etwa drei Meilen in einer Sackgasse endete.

»Du wirst mich nicht finden, egal, was immer du auch anstellen wirst, Dyktenwurm! Spiegelgesichter, du wirst nur Spiegelgesichter sehen und zerstören – ich aber warte anderswo auf dich!«

Die unbarmherzige Drohung hing zitternd in der Luft und verhallte.

Die Facetten über und vor Mirakel wurden stumpf und unansehnlich und erloschen.

Die Facetten verschwanden und schienen in das uralte Gestein hineinzuwachsen.

Direkt vor Mirakel war keine Sackgasse, wie er eben noch gesehen hatte, sondern ein bizarrer, unheimlich wirkender Durchlaß, der direkt in einen schwarzen, lichtlosen Wald führte…

In dieser Sekunde tauchten Björn Hellmark und Macabros auf.

Hellmark wurde noch Zeuge, wie die Gesichter Mysterions sich auflösten und von dem schwarzen Felsgestein aufgenommen wurden.

Hellmark und Macabros kamen rund hundert Meter unterhalb Mirakels an. Und bis in diese Tiefe, wo das Wasser aus den Hallen der unterseeischen Felsenburg gegen die Wände spülte, reichten auch die schwarzen, dicht beieinander stehenden Stämme, die diesen rätselhaften, unbelaubten Felsenwald bildeten.

Die Stämme ragten aus dem Wasser, und das Wasser aus der Halle und dem Stollen verteilte sich zwischen den Stämmen, die eine Mischung aus versteinertem Holz und nacktem Fels darstellten. Die Stämme schimmerten vom tiefsten Blau bis ins dunkelste Schwarz. Auf einem Felsvorsprung unterhalb der Galerie kam Hellmark an. Er löste Macabros sofort auf und erfuhr durch Oceanus und Mirakel, der rasch und kraftvoll mit einem angewinkelten und einem ausgestreckten Bein aus den Lüften herabkam, was in der Zeit seiner Abwesenheit geschehen war.

Er war sehr ernst. »Alles spricht dafür, daß sie um sich schlagen… sie fürchten etwas oder sie haben die Möglichkeit, uns auf irgendeine Weise zu schädigen«, sinnierte Hellmark.

Zu dritt nahmen sie die merkwürdige Umgebung in Augenschein.

Für Oceanus war sie weniger merkwürdig. Er kannte diesen Wald, mußte aber zugeben, daß etwas von ihm ausstrahlte, das auch ihn irritierte und ihm fremdartig war.

»Die Säulen und brückenartigen Verbindungspfade gab es schon immer. Den Wald – gab es schon immer«, erklärte Mogk Duul. Er glitt leise plätschernd an den äußeren Bezirken der dunklen, glatten Stämme entlang und ließ den Blick in die unbekannte Düsternis schweifen. »Künstler meines Volkes haben diesen Wald aus dem nackten Fels herausgemeißelt. Einst war dieser Ort ein Tummelplatz gewesen, wo die Paare sich vergnügten, wo es Spiele gab und Tänze. Er war freundlich und einladend.« Auf seiner hohen Stirn bildeten sich nachdenkliche Falten. Unruhig ließ er den Blick umherschweifen, als suche er etwas. »Die Düsternis ist undurchdringlich. Da ist etwas geschehen, das es früher nicht gab. Irgend etwas hat diesen Wald berührt, verändert… aber ich kann nicht sagen, was es ist. Am Ende dieses Waldes – liegt das Tor in die Dimension der Pilze… wir werden darauf stoßen, wenn wir den Wald durchquert haben…«

Vorsicht war geboten.

Da war das Auftauchen Mysterions… da war dieser Wald aus versteinertem Holz und nacktem Fels, ein Ort, der früher mal den Spielen und dem Vergnügen gewidmet war…

»Wir werden dicht beisammen bleiben«, schlug Oceanus vor. »Wir sollten auf alles achten… wie empfindet ihr die Nähe des Waldes, Freunde?«

»Es kommt mir vor, als ob etwas darin lauere.«

Mirakel nickte. »Er ist bewohnt!« Mit seinen überempfindlich reagierenden Dyktensinnen entging ihm nichts. »Was kann es sein, das in diesem Wald wohnt, Mogk Duul?«

»Vielleicht Angehörige meines Volkes! Vielleicht halten sie sich dort verborgen oder werden dort gefangen gehalten.« Es sprudelte nur so über seine Fischlippen. Er warf sich nach vorn, jede Vorsicht vergessend, die er eben noch gepredigt hatte. »Das ist eine Möglichkeit, die wir ins Auge fassen sollten. Vielleicht ist das der Grund, daß Mysterion, der Seelenfänger, auftauchte und uns irritieren wollte. Er wollte, daß wir uns auf ihn konzentrieren – und andere Gedankengänge gar nicht mehr verfolgten.«

Er stieß sich kraftvoll nach vorn, folgte dem Lauf des schwarzen Wassers und winkte mit der einen Hand Björn und Mirakel zu.

Die beiden Freunde setzten sich in Bewegung.

Die schmalen Pfade zwischen den bizarren Stämmen wirkten wie geschwungene Brücken, wie gekrümmte Spinnenbeine, die verschnörkelt und in verwirrender Vielfalt in das Innere des unbekannten steinernen Waldes führten.

Zwischen den Stämmen stießen sie schließlich auf große, kahle Plätze, die Oceanus als »Spielfelder« bezeichnete, wo einst Tänze und Kampfspiele stattfanden.

Von diesen inselartigen Gruppierungen aus führten die schmalen, steinernen und schlangengleich gewundenen Stege dann weiter in das unbekannte Dunkel.

Bis auf die Schritte der Männer und das leise Rauschen des Wassers herrschte Totenstille.

Hellmark und Mirakel lauschten. Aber selbst der Mann in der rubinroten Haut mit dem Wunderkristall konnte mit seinen Dyktensinnen nichts Besonderes registrieren.

Meter für Meter legten sie zurück und hielten sich in der Richtung, die Oceanus unter ihnen vorausschwamm.

Beim Zurückblicken konnten sie schon nicht mehr den Stollen wahrnehmen, in dem sich die rätselhafte und unheimliche Begegnung mit Mysterion abgespielt hatte.

Morell ging dies nicht aus dem Kopf.

Mysterion war es gelungen, sich hier in der unterseeischen Felsenburg zu etablieren. Zufall oder Absicht?

Wollte er durch sein Auftauchen wirklich von Wichtigerem ablenken? Warum war er dann jetzt verschwunden? Irgendwo im Unsichtbaren aber lauerte er sicher und wartete nur darauf, erneut aktiv zu werden. Diesmal aber, um Mirakel den Garaus zu machen. Morell nahm die Drohung jenes Abtrünnigen, der begonnen hatte, sich wieder seiner dämonischen Herrin Rha-Ta-N'my anzuschließen, sehr ernst.

Mirakel ertappte sich immer wieder dabei, daß er den Blick nach oben wandte.

»Ist da etwas?« wollte Björn wissen.

»Schatten«, flüsterte Morell. »Ich kann es nicht anders beschreiben. Die Bäume dort oben sind anders geformt als die ersten Reihen, die wir passierten. Ich seh mal nach.« Er schwang sich in die Höhe, glitt majestätisch und lautlos zwischen den bizarr geformten Wipfeln dahin und kehrte dann wieder auf den schmalen Pfad zurück, der so klein war, daß die beiden Männer nur hintereinander gehen konnten.

»Was hast du genau gesehen?« fragte Hellmark.

Auch ihm kam die Umgebung nicht geheuer vor. Er konnte sich nicht erklären, was hier sein könnte. Es war einfach ein unbeschreibliches, ungutes Gefühl…

»Es gibt Auswüchse an den Bäumen, die wie zerfließende, erstarrte Schatten aussehen, anders kann ich es nicht beschreiben.«

Oceanus, der sich ganz in der Nähe befand, hörte die Worte. Er nickte eifrig. »Zu einem mir noch unbekannten Zeitpunkt, als ich schon nicht mehr begriff, was sich hier abspielte, muß es zur

Verformung der Spielbäume gekommen sein. Was hat das nur alles zu bedeuten?«

Seine Stimme klang besorgt.

Sie hatten die Hälfte des Waldes hinter sich, als die Stämme weniger dicht standen. Dann sahen sie schon die gewaltige Säule, die aussah wie ein hundertfach vergrößerter Elefantenfuß, der mit einem tausendfach vergrößerten Spinnennetz eingefangen worden war.

Der »Elefantenfuß« wirkte morsch und brüchig, als bestände er aus unendlich vielen Schichten eines grauen, verwitterten Pergaments, die immer wieder herumgewickelt worden waren und jede Unebenheit darunter noch verstärkt unterstrichen.

Der »Elefantenfuß«, die Titanensäule, vor der sie sich vorkamen, war das Tor in die Dimension der Pilze.

Von allen Seiten plätscherte das Wasser aus dem unterseeischen Reich gegen den »Fuß«. Ein hohles, seltsam gurgelndes Geräusch erfüllte den unheimlichen, steinernen Wald und den weiten, düsteren Felsenhimmel über ihnen.

Schatten spielten auf der Säule, sie drehten sich unendlich langsam, als ob ein unsichtbares Karussell sich in Bewegung setze.

Das Gefühl der Gefahr, der Bedrohung war hier an diesem Ort nicht mehr vorhanden.

Alle drei registrierten es fast zur gleichen Zeit.

»Man hat uns zurückhalten wollen«, entfuhr es Oceanus. »Ich habe es geahnt… Mysterion oder wer sonst immer, will nicht, daß wir das erste Tor in die Dimension eines Reiches passieren, in dem Entscheidungen getroffen wurden, die uns in die Vernichtung führen…«

Er glitt auf den »Elefantenfuß« zu.

Da rief Björn: »Nicht, Mogk Duul! Wir haben eine Abmachung getroffen.«

Oceanus verhielt in der Bewegung.

Björn näherte sich der Titanensäule, ließ Macabros entstehen, und mit seinem Zweitkörper ging er langsam auf die ineinanderfließende Schattenwand zu, während er sich selbst dabei beobachtete.

Er berührte die Schattenwand. Sie war weich und zerfließend wie faserige Watte, in die er mühelos eindringen konnte.

Im gleichen Augenblick, als es zum Kontakt mit dem Schatten kam, trat das Ereignis ein.

Macabros sah eine Gestalt vor sich, die erschreckt zurückwich.

Ein breitschultriger Mann mit bronzefarbener Haut und prächtiger Glatze…

»Rani!« rief Macabros.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

*

Er sah eine Schlucht, die direkt vor ihm begann.

Scheinbar nur steinwurfweit entfernt, stieg sie in sanften Wellen an und es zeigten sich flache, schirmartige Wipfel fremdartiger Bäume auf dünnen Halmen gegen einen opalisierenden Himmel, wie es ihn auf dieser Erde nicht gab!

In der Schlucht standen dicht an dicht Pilze, schmiegten sich an riesige, breite und ausladende Bäume, an denen wiederum winzige Pilze wuchsen, die wie die Orgelpfeifen neben- oder übereinander saßen.

Die Pilze schienen auf eine veränderte Weise den steinernen Wald mit den erstarrten Schatten fortzusetzen.

Diese Pilze hier waren reglos, sahen allerdings genauso aus wie jene, denen Hellmark auf der einsamen Farm und im Palais Richard Patricks begegnet war.

In dem Augenblick, als Hellmarks Doppelkörper auf die andere Seite der geheimnisvollen Säule kam, um die Lage zu inspizieren, wurde ein Kontakt hergestellt, der das Unheil auslöste.

Der opalisierende Himmel über der Schlucht der reglosen Pilze glühte auf wie eine Nova. Ein langgezogenes, fauchendes Geräusch entstand über dem Talkessel. Licht und Schatten vermengten sich, und dann nahmen die Schatten überhand.

Sie waren plötzlich überall.

Es ging alles so schnell, daß weder Björn noch der überraschte Mirakel noch Oceanus zu sagen vermochten, wie sich eigentlich alles entwickelte.

Die Schatten waren im Land der Pilze, und sie waren in dem steinernen Wald, den sie passiert hatten.

Das Rauschen rundum wurde zum Orkan.

Rani Mahay, der sich Macabros gegenübersah, reagierte auf eine Weise, die aus Hellmarks Sicht völlig unverständlich war.

Der Inder lief von seinem Freund weg, als hätte er die Pest.

Mahay stürmte in den schattigen Talkessel, verschwand hinter Erdhügeln und tauchte unter, als hätte es ihn nie gegeben.

Macabros konnte nicht folgen.

Da waren die Schatten!

Zu Hunderten erwachten sie zum Leben. Sie erzeugten den Orkan, der von solcher Gewalt war, daß er Hellmark wie einen Spielball zur Seite schleuderte, so daß er mit dem Kopf gegen einen der Felsenbäume knallte, und zwar mit solcher Wucht, daß er auf der Stelle das Bewußtsein verlor.

Macabros löste sich in der gleichen Sekunde im Land der Leichenpilze auf.

Das Wasser, in dem Oceanus schwamm, wurde emporgehoben, als ob ein unterirdisches Seebeben stattfände. Steil und schaumig stieg die Wasserwand empor, und eine riesige Fontäne wurde mit Wucht in unvorstellbare Höhe geschleudert.

Oceanus bäumte sich auf. Selbst dieser gigantische, muskelbepackte Körper, der die stärksten Strömungen in der Tiefsee zu durchpflügen vermochte, wurde wie ein Spielball zurückgeworfen.

Die Schatten kamen nicht nur aus der Dimensionssäule, durch welche die drei Ankömmlinge in das Reich der Leichenpilze einzudringen beabsichtigten, sondern auch von den steinernen Wipfeln und aus dem Wasser.

Es fauchte, flatterte und zischte, als ob ein Heer von Tieren durch die Lüfte eilte, sowohl aus dem Himmel wie aus dem Wasser käme.

Die Schatten sahen aus wie langgestreckte Körper, ohne eine besondere Form zu besitzen. Sie erinnerten an gekrümmte Schlangenleiber, an bizarre Hände, denen sich die überdimensionalen Finger spreizten und irgendwo in der Tiefe des unterseeischen Reiches verloren.

Die Schatten sausten wie tausend eng aneinandergeschmiegte Leiber zwischen den nackten Stämmen davon, verschwanden in den Korridoren und Hallen, stürmten hinaus durch das riesige Portal, das nur auf dem Wasserweg zu passieren war, und durchsetzten die unterseeischen Strömungen.

Aus eigener Kraft und ohne besondere Anstrengung stiegen die Schatten in die Höhe und erreichten schließlich die Oberfläche der See.

Wie ein Nebelteppich lagerten die aus der Tiefsee emporgewanderten und befreiten, erstarrten Schattenwesen über den Wellen und jagten lautlos darüber hinweg.

Sie waren an der Oberfläche!

Sie triumphierten!

Es war Nacht. Und sie wurden eins mit dieser Nacht auf dem bewegten Meer, in dem sich der Glanz der Sterne und des Mondes zeigte. Auf den Wellen spiegelten sich Lichter, die sie noch nie gesehen hatten.

Nicht alle Lichter stammten von den Sternen.

Es gab auch rote, grüne und gelbe Punkte, die darauf tanzten. Diese Lichter stammten von der farbigen Beleuchtung einer weißen Jacht, die rund zwanzig Meilen von der Küste entfernt auf den Gewässern schaukelte.

Auf der Jacht feierte der Filmschauspieler James Curton seinen fünfzigsten Geburtstag.

Und es gab genau fünfzig Gäste an Bord der Jacht, die seinem Freund, dem Ölmillionär George Flunner, gehörte.

Die Menschen an Bord der »Carat«, wie Flunner sein Seegefährt sinnigerweise genannt hatte, hörten und sahen nichts.

Die Schatten kamen…

Sie klebten so dicht beieinander, daß ihre einzelne Form nicht auszumachen war.

Die Dunkelheit war wie ein Mantel, der sie umhüllte.

Die Schatten aus dem unerforschten Reich der Tiefsee jagten der Jacht und der illustren Gesellschaft entgegen.

Es waren – menschenfressende Schatten, die die Nähe der Opfer mit dem ihnen eigenen Feingespür registrierten…

*

Lil lachte. Es klang silberhell.

Die attraktive Fünfundzwanzigjährige stand mit Joe auf Deck.

Lil nippte an ihrem Sektglas, schwenkte es, machte eine leichte Drehung nach links und warf es halbgefüllt über die Reling ins Meer.

Der Sektkelch versank sofort.

Lil Svenson hatte erneut Grund zum Lachen.

Sie warf den Kopf zurück, daß ihre Haarpracht in Bewegung geriet. Zu dem kleinen Gesicht wirkte diese prächtige Löwenmähne, wie sie ihr gefiel, höchst interessant.

»Ein neues Glas – Joe!«

Der junge Mann knallte die Fersen zusammen, stand stramm, so gut es ihm noch gelang, und erwiderte: »Zu Befehl, Madame! Sie erhalten einen neuen Sektkelch…«

Er machte auf der Stelle kehrt, lief hinunter in die Messe, wo der Trubel besonders groß war, und marschierte zur Bar, wo zwei Keeper alle Hände voll zu tun hatten, um die Wünsche der illustren Gesellschaft zu erfüllen.

Joe war Moderator in einer populären Show seines Fernsehsenders. Der schwarzgelockte Mann mit dem leicht gebräunten Gesicht wirkte auf Frauen, und im Nu hatte er zwei Blondinen am Hals, die mit ihm tanzen, trinken oder essen wollten. Die eine schwärmte von dem wunderbaren kalten Büfett, die andere von dem Blues, den die Kapelle eben spielte.

Joe winkte ab. »Ich hab' keine Zeit. Lil wartet auf mich. Sie braucht noch ein paar Sektkelche – das hab' ich ihr versprochen…«

Die beiden Blondinen blickten sich groß an.

»Lil?« fragte die eine. Sie hatte den größeren Busen. Nach dieser Kategorie stufte Joe die Frauen ein, mit denen er zu tun hatte. Namen vergaß er meistens. »Hat sie wieder einen neuen Tick?«

Lil Svenson stammte aus Dänemark. Sie war grazil und zartgliedrig, und James Curton hatte sie auf einer Europatournee

kennengelernt.

Lil Svenson war in ihrem Land bekannt für Songs, deren anzügliche Texte besonders an Herrenabenden zu ihrem Recht kamen. Gesungen mit Lils rauchiger Stimme waren sie auf Schallplatten und auf Kompakt-Kassetten zu hören.

Als James Curton und Lil Svenson sich in Kopenhagen begegneten, war das »wie eine Wucht«, wie sie beide vor Reportern später erzählten.

Lil ließ in ihrem Land alles liegen und stehen und reiste mit Curton in die Staaten. Hier legte sich »die Wucht« bald. Szenen und Krache am laufenden Band und Curtons Liebschaften verhinderten schließlich, daß es zu einer festen Bindung kam.

Die Dänin und der Amerikaner trennten sich wieder. Aber Lil blieb in Amerika. Sie blieb auch Curtons Bekannten- und Freundeskreis erhalten, da der Frauenheld sich auch ausgediente Freundinnen warmhielt und es nicht völlig mit ihnen verscherzte. So war es kein Wunder, daß neun der Verflossenen an diesem Abend, in dieser Nacht mit zu den geladenen Gästen auf der Jacht zählten.

Joe, der Fernsehsprecher, kam mit einer Batterie von Sektgläsern wieder auf Deck.

Lil Svenson trug ein langes, weichfließendes Kleid aus nachtblauem Organza. Es war mit silbernen Pailletten besetzt, ärmellos und wurde von zwei hauchdünnen Spaghettiträgern gehalten.

Die Dänin hielt die Sektflasche in der Hand. Man sah der jungen Frau an, daß sie sich fleißig an diesem Getränk gelabt hatte, und schon jetzt war vorauszusehen, daß sie die nächste Stunde nicht mehr bei vollem Bewußtsein erlebte.

»Joe, du bist ein Mordskerl!« freute sie sich.

Er stand auch nicht mehr so fest auf den Beinen und wankte schon beachtlich.

»Gib mir die Flasche… Lil!« sagte er mit schwerer Zunge. »Ich schenke dir soviel ein, wie du willst. Und wenn der Vorrat hier zur Neige… gegangen ist… dann hole ich dir Nachschub. Ich tue alles für dich, was… du willst.«

»Alles, Joe?« Sie sah ihn aus großen Augen vielsagend an. Lil Svenson schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. »Wenn ich ins Wasser… fallen würde… kopfüber… würdest du mich retten, nicht wahr?«

»Ich würde dich… retten… darauf kannst du dich verlassen… Lil…«

Die Dänin wankte einen Schritt nach hinten und lehnte sich mit dem Rücken wieder gegen die Reling.

Sie streckte Joe die Flasche entgegen, und der Amerikaner reichte

ihr drei Sektgläser, nach denen sie unsicher griff.

»Ich würde, so wie ich bin, ins Wasser springen…« Er schenkte ihr zum ersten Mal ein.

»Cheerio, Joe!« Lil nahm einen herzhaften Schluck, machte dann eine schwungvolle Drehung nach links und warf das Sektglas über Bord. »Und nochmal, Joe, weil es so schön war!« freute sie sich wie ein kleines Kind, dem ein Spaß gelungen war.

Das zweite Sektglas wurde angetrunken und folgte dann dem ersten.

Joe und Lil lachten.

»Aller guten Dinge sind drei!« rief Joe und goß den schäumenden Sekt ein, der über den Glasrand und seine Hände lief, die er wie ein Hund abschleckte.

Er stand dicht vor der attraktiven Frau und drückte ihr das Glas in die Hand. Lil führte es an die Lippen, trank und wollte es wieder mit einer ruckartigen Bewegung über Bord werfen.

Halb in der Drehung hielt sie jedoch inne und lachte. »Du sollst mich nicht kitzeln, Joe…« kicherte sie und warf ihm aus den Augenwinkeln heraus einen Blick zu. »Ich bin da… verdammt empfindlich…«

Sie zog die Schultern hoch und bog den Kopf ein wenig zurück.

»Ich möchte bloß wissen, wie du… das machst, daß du mich im Nacken kraulst… während du noch…« Sie brach abrupt ab.

Joe hielt in der einen Hand die Sektflasche, mit der anderen fuhr er sich gerade durch seine eigenen Haare und strich sie zurück.

»Joe…«, sagte sie entsetzt.

Lil Svenson schien zu erstarren. Aus dem Kribbeln in ihrem Nacken und auf dem Rücken wurde ein scharfer, brennender Schmerz.

Das dunkle Etwas ragte über die Bootswand hinweg, an der es zu kleben schien.

Ein Schatten kam in die Höhe und wanderte an Lils Rücken empor bis zu ihrem Kopf.

Mit einem Aufschrei wirbelte die Dänin herum.

Ein lebender Schatten! Aber da war keine Gestalt, die diesen Schatten erzeugen konnte!

Es blieb nicht die Zeit, das Seltsame zu erkennen oder lange Fragen zu stellen.

Die flache, schwarze Wand, an eine überdimensionale Hand erinnernd, stülpte sich über die blonde Frau.

Lil schrie markerschütternd auf.

Der Schatten nahm sie völlig in sich auf, und mit hellem Klirren zersprang ihr Glas auf den Decksplanken.

Lil verschwand schlagartig.

Joe sah die dunkle, pulsierende, flache Wand vor sich.

»Lil?« entfuhr es seinen Lippen, und er war von einer Sekunde zur anderen völlig nüchtern.

Lil Svenson konnte keine Antwort mehr geben, denn sie war nicht mehr da!

Ihr langgezogener Schrei stieg mit dem Schatten empor und wurde vom Wind über die endlos scheinende See getragen, Richtung Festland, das winzige Lichtpunkte ankündigten.

Für den Fernsehmoderator begann ein kurzes Spießrutenlaufen.

Joe taumelte nach hinten, als weitere Schatten über die Bootswand wehten.

Eisige Kälte überfiel ihn.

»Hilfe!« brüllte er und schrie so laut er konnte, aber es hörte ihn niemand.

Unten die Musik, das Lachen und die Stimmen der Gäste übertönten die Geräusche hier oben.

Er schlug um sich.

Er sah, wie die Flasche, die er wie eine Keule benutzte, in der dunklen Wand vor ihm verschwand. Als er sie zurückzog, war sie nur noch halb so groß. Die untere Hälfte und der Boden waren verschwunden, und der letzte Rest Sekt floß auf den Boden.

Joe lief es eiskalt über den Rücken.

Der Schatten wirkte wie ätzende Säure. Lautlos zerfraß er das Glas, ebenso lautlos hatte er Lils Körper…

Der Amerikaner durfte sich nicht vorstellen, wie sich die Dinge wirklich abgespielt hatten, sonst wurde ihm schlecht.

Joe warf sich herum. Brüllend lief er über Deck und sprang über Liegestühle hinweg, nachdem ihm die Flucht nach unten in die Kabinen versperrt war.

Bizarre, an Hände erinnernde Schattenwesen verbauten den Weg nach unten und bildeten eine dichte, zerstörende Mauer.

Joes Herz jagte, der Schweiß brach ihm aus allen Poren.

Er stürzte und stolperte über einen umkippenden Liegestuhl.

In die Höhe kam Joe praktisch nicht mehr. Wie ein Mantel senkte sich die schwarze, schwerelose Wand über ihn.

Durch den Körper des Sprechers lief es wie elektrischer Strom. Er rollte sich noch herum und streckte abwehrend beide Hände nach vorn.

Er stieß in Nichts… Da konnte er niemand wegdrängen, niemand bekämpfen.

Da war – nichts! Und doch gab es etwas, das ihn vernichtete…

Sein Schrei wehte über Deck, als es Joe schon nicht mehr gab. Der Schrei wurde wie der Lil Svensons übers Meer getragen, als der Schatten seinen Weg geisterhaft und schnell über das Wasser fortsetzte, während andere Schatten in die Jacht vordrangen…

*

Sie waren lustig, scherzten und tanzten. Die Stimmung im Bauch der Jacht »Carat« befand sich auf dem Höhepunkt.

Auf einem Tisch stapelten sich die Geschenke für Curton, der diesen Geburtstag mit vollen Zügen genoß.

Er lachte. Sein blendendweißes Gebiß, mit dem er für jede Zahncreme Reklame hätte machen können, war makellos. Ob alle Zähne noch echt waren, wußte zwar niemand. Curton jedenfalls behauptete es.

Der Schauspieler tanzte und flirtete. Er tat das mit neuen Freundinnen und den alten, die ihn nie ganz vergaßen und die er scherzhaft und in überschwenglicher Laune »zu seiner Familie gehörig« bezeichnete.

Curton befand sich in bester Stimmung und behauptete, daß dies seit langem mal wieder eine Party sei, an der alles dran war…

In die Heiterkeit brach das Grauen mit urwelthafter Gewalt ein.

Die Lichter verdunkelten sich.

»Was ist denn jetzt los?« fragte James Curton überrascht und blickte sich irritiert um. »George!« rief er seinen Freund, der gerade mit einer schwarzgelockten Schönheit in seinen Privatgemächern verschwinden wollte. Unbemerkt schaffte er es aufgrund der Vorfälle nun nicht mehr.

James Curton wollte seinen millionenschweren Freund noch etwas fragen, aber dazu kam er nicht mehr.

Schreie hallten durch die Luft. Die Gäste stürzten wild davon, die Musik brach schlagartig ab, als die Gesellschaft mit einem Phänomen konfrontiert wurde, das gespenstisch und unglaubwürdig war – und doch Wirklichkeit!

Im Nu verschwanden vor den Augen der entsetzten Beobachter drei, vier, fünf Personen. Sie wurden aufgenommen von den Schatten. Die Menschen waren nicht mehr zu sehen, aber man hörte ihre klagenden, langgezogenen Schreie noch.

Stühle kippten um. Bei der übereilten Flucht wurden Menschen zu Boden gestoßen und niedergetrampelt. Im Nu kam es zu einer Panik, die niemand mehr unter Kontrolle brachte.

Die schmale Treppe nach oben war innerhalb weniger Augenblicke versperrt und wurde zur Todesfalle.

Die Schatten stürzten sich auf die Opfer.

Vor den entsetzt geweiteten Augen der anderen verschwanden die Freunde und Freundinnen mit markerschütternden Schreien in den schwarzen, menschenfressenden Rachen, als hätte es sie nie gegeben.

»Komm!« Curton war totenbleich. Er sprang auf und warf dabei die

Whiskyflasche um, an der er sich außer an seiner Freundin die ganze Zeit ebenfalls gehalten hatte.

Der Weg nach oben führte in den Tod! Es gab aber noch andere Möglichkeiten, und die wollte Curton nutzen, solange noch Zeit dazu war.

Er riß seine wimmernde Begleiterin empor und rannte mit ihr durch den nachfolgenden Korridor, um vor den Schatten zu fliehen, die lautlos und gespenstisch die Reihen der Anwesenden lichteten.

Curton hätte gern an einen bösen Traum geglaubt, an eine Halluzination, herbeigeführt durch reichlichen Alkoholgenuß. Aber er kannte sich zu gut, um zu wissen, daß ihn selbst große Mengen Alkohol nicht umzuwerfen vermochten.

Er hörte nur die Schreie und wagte nicht mehr, sich umzudrehen. Er erreichte das hintere Ende des Korridors und sah, daß George Flunner, der Bootseigner, bleich und zitternd in seiner Kabine verschwand.

Da war auch Curton heran, keuchend, schweißüberströmt, nach Alkohol und Tabak riechend.

Beiläufig bekam Curton mit, daß auch anderen Gästen der Gedanke gekommen war, durch die Korridore zu fliehen, hinein in die Kabinen oder in den Maschinenraum. Die Türen knallten zu, die Riegel wurden vorgeschoben.

James Curton taumelte in die luxuriös eingerichtete Kabine seines Freundes. Dessen Freundin, eine rassige Jugoslawin, die ein weißes, fast durchscheinendes Kleid trug, so daß sich die Formen ihres Körpers schemenhaft zeigten, warf sich schweratmend auf das breite Luxusbett, das die mit schweren Vorhängen drapierte Nische ausfüllte.

George Flunner knallte die Tür zu und legte den Riegel vor.

Die Blicke des Ölmillionärs begegneten denen Curtons.

»Was hat das alles zu bedeuten?« fragte Flunner tonlos. Mit einer fahrigen Bewegung wischte er sich den Schweiß von der Stirn. »Was geht hier vor, James?« Seine Stimme klang schwach, er atmete schnell und wirkte übernervös. Aber man sah ihm nicht an, daß er einige über den Durst getrunken hatte. Was dort draußen geschehen war, hatte ihn von einer Sekunde zur anderen nüchtern werden lassen. »Schatten – die Menschen vernichten?! Das gibt es doch nicht, James!«

Der Schauspieler musterte seinen Freund.

»Ich hoffe, daß du wirklich meinst, was du sagst. Oder ist das Ganze – eine Geburtstagsüberraschung?«

In Curtons Augen flackerte ein Licht auf.

»Geburtstagsüberraschung? Wie meinst du das?«

Draußen verhallten die markerschütternden Schreie, zersplitterten Gläser und wurden Möbel zertrümmert. Die sich dort draußen zur Wehr setzten, kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Gegen wen?

Gegen etwas, das nicht greifbar war und doch existierte.

Und genau da hakte Curton ein.

»Ich kenne deine Schwäche für Zauberkunststücke und Illusionen. Es gibt – so glaube ich – keinen der großen lebenden Illusionisten, die du nicht schon gesehen hättest und mit denen du auf irgendeine Weise schon zu tun hattest, nicht war?«

Flunner schluckte. Der Achtundvierzig jährige wirkte aschfahl, was durch seine dunklen, tiefliegenden und schwarzumränderten Augen nur noch verstärkt wurde. »Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Wie sollte ich auf die Idee kommen, so etwas…« Flunner versagte die Stimme.

»Das Ganze erinnert an einen Scherz, Georgie… ich mußte plötzlich daran denken. Der große ›Shalag‹, den du für den zur Zeit besten Illusionisten der Welt hältst, befindet sich doch wohl nicht zufällig ohne mein Wissen auf deiner ›Carat‹, hm?«

»Shalag« war ein Begriff in der Zunft derer, die ihr Geld mit Illusionen verdienten. »Shalag« ließ von offener Bühne Autos und Elefanten verschwinden, und bis zur Stunde wußte keiner, wie er das machte.

»Shalag« ließ seine Zuschauer aber auch Dinge sehen, die – wie sich schließlich herausstellte – gar nicht vorhanden gewesen waren.

»Wenn du mich überraschen wolltest – okay, dann ist dir das gelungen…«

Curton unterbrach sich. Die Schreie draußen verursachten eine Gänsehaut auf seinem Körper.

»Ich habe nichts damit zu tun, James, nicht das geringste! Das mußt du mir glauben. Ich weiß ebenso wenig wie du und…«

Ein Schlag erfolgte gegen die Tür.

»Hilfe!« brüllte jemand, und die Stimme überschlug sich vor Angst, Verzweiflung und Ratlosigkeit.

Dann folgte ein langgezogenes Wimmern, schließlich Stille…

Die beiden Frauen, die Flunner und Curton gerettet hatten, verdrückten sich in die äußerste Ecke der großen, luxuriös eingerichteten Kabine und starrten mit ängstlichen Augen zur Tür.

Curton und Flunner hielten den Atem an.

Es wurde ruhiger im Schiff. Vom Deck und aus den anderen Kabinen hörte man hin und wieder einen entsetzten Aufschrei.

Dann endgültig Totenstille…

George Flunner gab sich einen Ruck und griff zum Telefon, das fest verschraubt auf der goldenen Ablage neben dem Bett stand.

Mit zitternden Fingern wählte er die Nummer der Coast-Guard, während er den Blick nicht von der Tür nahm.

Der Apparat am anderen Ende der Strippe schlug an.

Da weiteten Flunners Augen sich.

»Die Tür… die Türritze, James! Sie kommen unten durch!«

Sie waren flacher als Teppiche. Sie waren nur Schatten… Und für Schatten gab es keinen Widerstand!

Das dunkle Etwas glitt lautlos unter der Türritze durch.

»Nein!« entrann es Curtons Lippen, der wankend zurückwich.

Sie saßen in der Falle! Das ganze Schiff war eine Falle… Die Schatten waren überall…

Und nichts hielt sie auf!

In Gedanken daran, was sie gesehen und erlebt hatten, verloren sie die Nerven.

Die Frauen kreischten wie von Sinnen. Die Jugoslawin sprang auf das Bett, während Curton wie ein lauerndes Raubtier geduckt hinter einem Sessel verschwand und den langsam vor sich herschob.

Die Frau, die Curton mitgebracht hatte, preßte sich eng an ihn.

»Was können wir nur tun?« fragte sie, und es war erstaunlich, daß sie in Anbetracht der Ausweglosigkeit noch die Kraft fand, überhaupt diese Worte zu formulieren.

»Coast-Guard! Na endlich!« Flunners Stimme überschlug sich. »Hier ist der Eigner der Jacht ›Carat‹… helfen Sie uns, wir werden angegriffen…«

Es sprudelte nur so über seine Lippen. Er redete von dem Überfall, von den verschwindenden Menschen, von den Schatten, die diese Menschen verschlangen wie Ungeheuer…

Der die Worte vernehmende Beamte runzelte die Stirn. Das, was er da zu hören bekam, konnte doch nur ein Betrunkener von sich geben. Er hatte Rückfragen, das blieb nicht aus.

»Und jetzt nochmal ganz ruhig… und der Reihe nach, bitte«, tönte es aus dem Hörer. »Und nehmen Sie uns hier bitte nicht auf den Arm! Wenn es dort auf Ihrer Jacht lustig zugeht, dann freut uns das hier – aber wir haben leider keine Gelegenheit, solche Spielchen mitzumachen.«

»Mein Gott!« entfuhr es Flunner. »Das ist kein Scherz! – So glauben Sie mir doch! Helfen Sie uns! Ich kann Ihnen nicht erklären, warum dies hier geschieht und woher die Schatten kommen – aber sie sind da! Wir… aaaaaagghhh…«

Im Raum wurde es dunkel. Die unter der Türritze hervorbrechenden Schatten schnellten empor, wuchsen zu baumartigen Riesen und stürzten sich auf die Eingepferchten.

Flunner, Curton und seine junge Begleiterin waren im nächsten Moment von den Schatten überstülpt und verschwanden in den dunklen, sich bewegenden Wolken, als würden sie aus dieser Dimension herausgerissen und in eine andere versetzt.

Die Jugoslawin sprang in ihrer Verzweiflung nach vorn und riß eines der beiden mit Vorhängen versehenen Bullaugen auf.

Die frische Meeresluft schlug in ihr erhitztes, fieberndes Gesicht.

Joana zog sich an der glatten Wand empor und schlüpfte in ihrer Todesangst durch das enge Loch. Sie drehte und wand sich wie eine Schlange, schrie und zitterte und wußte doch, daß sie mit niemand rechnen konnte, daß sie ganz allein auf sich gestellt war.

Mit ungeheurer Willenskraft preßte sie sich durch die enge Öffnung. Ihre Kleidung riß auf und hing in Fetzen an ihrem halbnackten Körper. Der Wind fuhr in ihre Frisur, und salziges Wasser wurde emporgesprüht. Die Jacht befand sich noch in voller Fahrt, und niemand war da, der sie jetzt noch steuerte.

Von den Männern im Maschinenraum, von den Gästen bis zum Steuermann war niemand mehr an Bord, der jetzt noch aktiv hier eingreifen konnte.

Niemand lebte mehr!

Im Durchzwängen und seitlichen Herumdrehen gewahrte sie im Raum hinter sich, aus dem sie verzweifelt zu fliehen versuchte, die krallende Schattenhand. Dieses formlose, körperlose Geschöpf aus dem Nichts wollte auch sie sich einverleiben.

Der Schatten stürzte ihr entgegen.

Joanas Puls raste.

Sie saß fest! Mit der Hüfte hatte sie sich im Bullauge festgeklemmt…

Aus?!

Der Gedanke an das Ende versetzte die Frau in wilde Panik und verlieh ihr Kräfte, die sie nicht für möglich gehalten hätte.

Ruckartig stieß sie sich nach außen. Dabei riß das Kleid völlig auf. Es blieb im Bullauge hängen. Sie verletzte sich beide Hüften, die zu bluten anfingen.

Joana kippte nach außen weg und kam dem Wasser näher, während der Schatten das Bullauge erreichte, wie ein zerfließender, formloser Geist ebenfalls durch das Bullauge entwich und dann über die Wasseroberfläche davonjagte, ohne sich weiter um das eintauchende Opfer zu kümmern.

*

Totenstille!

Bis auf die Stimme, die aus dem baumelnden Telefonhörer drang.

»Mister Flunner? Hallo, Mister Flunner?« fragte der Beamte von der Coast-Guard. »Machen Sie doch keinen Unsinn! Hallo, Mister Flunner – können Sie mich hören?«

Der Mann am anderen Ende der Strippe wurde nervös.

Er wartete auf eine Erwiderung und lauschte. Doch – Totenstille nach den entsetzten Worten und den fürchterlichen Schreien…

Mit so etwas spielte man nicht!

Da war etwas passiert. Er gab ohne Verzögerung Alarm, und zwei Minuten später schon waren zwei Schnellboote unterwegs und startete das Wassersuchflugzeug.

Die ungefähre Position der »Carat« war bekannt und man hoffte, so schnell wie möglich das Schicksal der Jacht zu klären. Sie mußte mit etwas Gespenstischem konfrontiert worden sein.

Vergeblich waren die Funksignale, die die Station auf der Küste abstrahlte. Der Funker der »Carat« reagierte überhaupt nicht…

*

Der Pilot entdeckte die dahingleitende Jacht, die vollbeleuchtet war.

Sie steuerte hinaus aufs offene Meer.

Der Pilot gab seine Wahrnehmungen an die beiden nachfolgenden Polizeischnellboote durch, dann die genaue Position der »Carat« und zog seine Maschine tiefer. Auch er versuchte zunächst Kontakt mit dem Funker der »Carat« zu erhalten. Aber der Versuch blieb erfolglos.

Da setzte sich der Pilot wieder mit der Bodenstation an der Küste in Verbindung.

»CR hundertfünfzehn ruft Station! An Bord ist alles ruhig. Weit und breit keine Spur von den sogenannten Angreifern zu sehen. Selbst die See ist außergewöhnlich ruhig.«

»Wie hoch fliegen Sie, CR 115?« wollte der Beamte wissen.

Der Gefragte machte eine genaue Höhenangabe.

»Können Sie tiefer gehen?«

»Ohne Schwierigkeiten.«

Der Pilot zog die Maschine in einer weiten Kurve herum und flog in geringer Höhe über die Jacht. Der Kopilot starrte angestrengt in die Tiefe.

»Kein Mensch an Bord! Da ist überhaupt nichts zu sehen«, meinte er leise, ohne den Kopf zu wenden.

»Komisch! Wenn die aber in vollen Zügen feiern, dann hüpfen sie doch auch an Deck herum. Flunners und Curtons Parties sind die besten, wird in den Klatschspalten immer behauptet.«

Das Ganze war reichlich mysteriös.

Und es wurde noch mysteriöser, als der Pilot die Maschine unweit der Jacht wasserte und dann gemächlich die letzten Meter zur »Carat« schwimmen ließ. Im Hintergrund tauchten bereits die Positionslichter der Schnellboote auf.

Minuten später verließen drei Polizisten die Boote, entsicherten ihre Waffen und wechselten auf die Jacht über.

Unheimliche Stille, bis auf die laufenden Maschinen, empfing sie.

Die Mienen der Männer wurden von Minute zu Minute ernster und schienen zu versteinern.

Die Beamten nahmen sich jede Kabine vor.

Nirgendwo fanden sie einen Menschen. Die »Carat« war zu einem Geisterschiff geworden…

*

Innerhalb der nächsten Minuten wurden aufgeregte Gespräche zwischen der Küstenstation und den im Einsatz befindlichen Männern auf den Booten und dem Wasserflugzeug geführt.

Das Bermuda-Dreieck hatte mal wieder seine Sensation. Hier in diesem Teil der Welt war es schon zu vielen rätselhaften Vorfällen gekommen.

Menschen verschwanden von einem Schiff, das keinerlei Beschädigung aufwies.

Doch zum ersten Mal seit den geheimnisvollen Beobachtungen und Vorgängen im Teufelsdreieck war eine genauere Schilderung erfolgt, die das andere, was man bisher wußte, ergänzte.

Schatten hatten angegriffen… Wo kamen diese Schatten her, und was wollten sie?

Die Männer hielten Ausschau nach eventuell Überlebenden dieser gespenstischen Katastrophe.

Das Wasserflugzeug zog seine Kreise, so tief es ging, die Scheinwerfer der beiden Boote der Coast-Guard leuchteten die Wasseroberfläche ab.

Die Boote zogen immer weitere Kreise, in der Hoffnung, vielleicht doch noch auf Überlebende zu stoßen. Vielleicht waren einige Passagiere der »Carat« in Panik über Bord gesprungen und hatten in ihrer Verzweiflung versucht, die Küste zu erreichen. Die Lichter der Küste waren in dieser klaren Nacht gut zu sehen. Und sie wirkten so nahe…

Der Aufwand lohnte sich.

Bei Boje neun entdeckten die Suchenden eine Gestalt, die sich dort völlig erschöpft festklammerte und nicht mehr imstande war weiterzuschwimmen. Und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die Kräfte völlig versagten und die Frau, die sie dort fanden, sich auch nicht mehr an der Boje halten konnte.

Bei der Geretteten handelte es sich um die junge Jugoslawin, die, wie sich später herausstellte, offenbar die einzige war, die dem Angriff der Schatten entkam.

Noch an Bord eines der Rettungsboote wurde sie behandelt. Sie war so erschöpft, daß sie kaum imstande war, zu sprechen. Auf dem schnellsten Weg brachte man sie zum Festland und ins nächste

Hospital, wo sich sofort Ärzte um sie kümmerten.

Ein Beamter der Coast-Guard hielt sich von Stund' an ebenfalls dort auf, um mit Joana zu sprechen, falls sie zu sich kam und dazu in der Lage war.

Unbedingt wollte man wissen, was sich auf der Jacht im einzelnen abgespielt hatte.

*

Björn Hellmark kam zuerst zu sich.

Er war sofort auf Abwehr eingestellt, weil ihm augenblicklich wieder in den Sinn kam, was passiert war.

Aber seine Reaktion war nicht notwendig.

Ein vertrautes Gesicht!

Frank Morell. Der Mann mit den Dyktenkräften hatte ihn an einen Baum gebettet. Aus den Augenwinkeln nahm Björn wahr, daß sich in diesen Sekunden auch Oceanus wieder zu regen begann.

Wie ein Luftkissen schwamm er rücklings im Wasser und schlug kurz nach Hellmarks Wiedererwachen ebenfalls die Augen auf.

Björn erkannte sofort, daß die Luft und die Atmosphäre um sie herum sich auf rätselhafte Weise gereinigt hatten.

Der Druck und die Beklemmung waren gewichen.

»Wie lange…?« wollte Björn wissen. Waren Stunden vergangen, seitdem er nicht bei Bewußtsein gewesen war? Es kam ihm jedenfalls so vor.

»Drei, vier Minuten«, erfuhr er durch Mirakel. »Gerade so lange wie es gedauert hat, die Geister aus diesem Wald zu verscheuchen.«

Morell ergänzte praktisch das, was Oceanus und Hellmark zuletzt noch mitbekommen hatten.

»Es war ein großer Auszug der Schatten, die hier lauerten«, murmelte Björn sich erhebend. Er blickte aufmerksam in die Runde.

»Die Atmosphäre scheint gereinigt«, warf Mirakel ein. »Das Gefühl, daß man beobachtet und belauert wird, ist verschwunden.«

»Mysterion hat sich nicht nochmal gezeigt?«

»Nein.«

»Ob er der Initiator ist, der…«

»Nein«, ertönte es da aus dem Wasser, in dem Oceanus sich drehte und mit einer rührenden menschlichen Geste mechanisch seine mit Schwimmhäuten bewachsene Hand über den schmerzenden Fischkopf führte. »Nicht der Seelenfänger, von dem du gesprochen hast, Mirakel, steckt dahinter. Wir selbst haben den Bann gelöst und die Schatten befreit.« Das Vorkommnis schien dazu geführt zu haben, daß Mogk Duul sich an Dinge erinnerte, die so weit zurücklagen, daß er sie vergessen hatte. Vielleicht war auch sein Erinnerungsvermögen durch

äußere dämonische Einflüsse beeinflußt worden, so daß ihm jetzt nach und nach Einfälle kamen, die mit dem Auszug der Schatten ganz selbstverständlich waren.

»Wenn wir die Schatten durch unser Auftauchen befreit haben, Mogk Duul, dann muß es da vor uns jemand gegeben haben, der die Schatten gefesselt hat. Und wer immer das gewesen sein mag, er hat sich etwas dabei gedacht. Wer kann das gewesen sein?«

»Ich weiß es nicht, Björn.« Das »Björn« klang aus Oceanus' Mund langgezogen und dröhnend, als würde es in einer tiefen Gruft gesprochen. »Ich bringe die Überlieferung nicht mehr zustande…«

Das war eine neue Bemerkung. Von einer Überlieferung hatte Oceanus bisher noch nicht gesprochen.

»Was für eine Überlieferung, Mogk Duul?«

»Die große mündliche Tarka, Björn. Das Volk der Meeresbewohner schreibt nichts nieder. Jede Überlieferung, die stattfindet, geschieht mündlich. Was in Jahrmillionen vor unserer Existenz sich ereignete, ist uns genau so gegenwärtig wie Dinge, die erst vor kurzer Zeit geschehen sind. So ist es normal – für uns. Aber es ist nicht normal, daß die gesamte Überlieferungskette in meinem Bewußtsein Lücken zeigt.«

Daß er dies jedoch schon erkannte, bewies, daß er sich mehr und mehr von dem Bann löste, der ihn viele Jahrtausende gefangen hielt und sein wahres Bewußtsein auslöschte.

Oceanus richtete sich im Wasser auf und fuhr fort: »Die große mündliche Tarka ist wie ein Gesetz- und Lebensbuch der Oceanus-Rasse. Darin ist alles vermerkt, was es je gegeben hat, ob in dieser Welt oder in anderen, vorausgesetzt, daß wir Kontakt mit ihnen hatten. Auch die Schatten werden dort erwähnt. Es gibt eine Passage, die folgendermaßen beschrieben wird: Wie ein Dieb in der Nacht lauern sie auf ihre Chance. Wie ein Insektenschwarm schließlich werden sie sich loslösen und über diejenigen herfallen, die sie nicht mögen, die sich vor ihnen ängstigen. So war es schon immer und so wird es wieder sein, wenn durch Unwissenheit oder Fahrlässigkeit die Bande zerrissen werden. Die davor waren, wissen: Nur wer den Namen des Unaussprechlichen dort aussprechen kann, wo die Schatten sich versammeln, kann sie wieder bannen. Denn die Schatten sind wie die Pilze – sind sie nicht eins?«

Björn meinte, jemand gösse eiskaltes Wasser langsam über seinen Rücken.

Der Unaussprechliche… der Zusammenhang zwischen Schatten und der Dimension der Leichenpilze, in die sie hatten eindringen wollen.

Fast hatte er es geahnt – aber die verschlüsselten Hinweise aus der großen mündlichen Tarka der Oceanus-Rasse öffneten ihm die Augen

und ließen seine Überlegungen Purzelbäume schlagen.

»Wie Wasser in flüssigen, festem oder gasförmigem Zustand auftreten kann – wie jeder Körper drei Erscheinungsformen hat, so haben das auch die Leichenpilze! Die Schatten – sind ihre andere Erscheinungsform!«

*

»Aber das ist noch nicht alles«, fuhr Hellmark fort, seine Überlegungen kundgebend. »Der Name des Unaussprechlichen – genau mit dieser Bezeichnung habe ich zum ersten Mal von einem Geschöpf gehört, das niemand genau kennt, das wie Oceanus uralt ist und schon auf Xantilon auftauchte. Er ist der Herr der Schatten. Man nennt ihn auch den Schattenfürsten. Sein Name: Haophylkontromtetcoilak!«

*

»Er beherrscht die Schatten. Man fürchtet die Schatten – seit eh und je. Haophylkontromtetcoilak verließ sein Reich und zog aus, um Anhänger und Mitstreiter zu suchen, zu verführen und im Kampf gegen die Mächte der weißen Priesterschaft einzusetzen. Bei der Rasse der Kugelköpfe, die jeder für das Volk Haophylkontromtetcoilaks hielt, kam sein verführerisches Werben aus welchem Grund auch immer, an. Die Kugelköpfe – mit ihrem Volksnamen Guuf genannt – kämpften und fielen für den Schattenfürsten, den sie ›so gerne zurückholen‹ wollten. Die Einflüsse eines Geschöpfs, das noch niemand gesehen hatte, zeigten sich eindeutig in der Vergangenheit der Erdgeschichte und waren auch jetzt wieder nachvollziehbar.«

Als Björn die Zusammenhänge in ihrer ganzen Tragweite zu überschauen meinte, entrann seinen Lippen ein Seufzen. »Welch eine Parallele! Damals zu heute. Xantilon – die Erde jetzt. Die Mächte der Finsternis rüsten zum Kampf. Sie wollen erobern, was ihnen damals beim ersten Ansturm nicht ganz in die Hände fiel. Haophylkontromtetcoilak mischt mit. Das Reich der Leichenpilze ist offenbar seine wahre Heimat, und schon damals auf Xantilon hat er eine Möglichkeit gefunden, mitzuwirken, aufzutauchen und sich Körper zu bedienen, die nicht ihm gehörten.«

Alles paßte zusammen.

Und Björn mußte an Jim denken, an den gutmütigen jungen Mann mit dem kugelrunden Kopf, den runden Augen und dem breiten Mund, dem Echsenkamm, der auf seinem kahlen Schädel bis hinab in den Nacken wuchs.

Dieses Wesen lebte auf Marlos, der unsichtbaren Insel, im Schutz

einer Sphäre, die sich den Finsterlingen aus allen Lebensbereichen wie ein Bollwerk entgegenstellte. Jim war durch eine menschliche Mutter aus der Vergangenheit der Erde geboren worden und hatte in dieser neu sich bildenden Gegenwart das Licht der Welt erblickt.

Jim war vom Äußeren her ein Kugelkopf, aber er war nicht in jener dämonischen und düsteren Atmosphäre und Umgebung aufgewachsen, die der Schattenfürst seinen Untertanen bereitete. Jim hatte ein Herz und war ein Verfolgter, einer, mit dem man Mitleid haben mußte, der den Schutz einer starken Gemeinschaft oder eines starken einzelnen bedurfte. Diesen Schutz hatte er auf Marlos durch Hellmark und dessen Freunde gefunden.

Das außergewöhnliche und erschreckende Äußere Jims machte es dem Jungen schwer, in der »normalen« Gesellschaft zu leben. Er wurde damit selbst von denen angefeindet, die, ohne es zu ahnen, durch die gleichen Mächte bedroht wurden wie derjenige, den sie ausstießen, weil er nicht zu ihnen paßte.

Ein langer Reifeprozeß würde wohl noch notwendig sein, um die Menschheit daran zu gewöhnen, daß es auch Geschöpfe gab, die äußerlich nicht in das gewohnte Bild paßten, das man sich von einem Menschen normalerweise macht und die doch als Menschen und nicht als Tiere zu behandeln waren.

Jim war bis vor kurzem aus der Vergangenheit verfolgt worden. Nur durch Hellmarks beherztes Eingreifen war es gelungen, Jims Leben zu retten. Die Kugelköpfe aus Xantilon, die den Schattenfürsten Haophylkontromtetcoilak kannten und denen Hintergründe und Informationen vertraut waren, von denen Außenstehende keine Ahnung hatten, wollten Jim töten, um ihn daran zu hindern, Informationen weiterzugeben, an die er sich im Lauf seiner Entwicklung auf alle Fälle erinnern würde.

Dann würde nicht nur über Herkunft und Entwicklung der Kugelköpfe einiges in diesem Bereich und dieser Zeit der Welt bekannt werden, sondern wahrscheinlich auch über die Rolle, die der Schattenfürst spielte.

Man konnte das eine nicht losgelöst von dem anderen sehen, die Dinge hingen irgendwie in einem großen Gemeinsamen zusammen.

Obwohl sie nochmal mit einem blauen Auge davongekommen waren, fühlte Björn Hellmark sich nicht zufrieden.

Der Zusammenstoß mit den Schatten und sein kurzer Abstecher als Macabros in die Welt der Pilze hatte mehr Fragen aufgeworfen, als beantwortet werden konnten.

Auch die Tatsache, daß Mysterion, der Seelenfänger, der ein ganz spezieller Feind Mirakels zu sein schien und sie hierher in den Stollen lockte, in dem Oceanus' Erinnerungsvermögen wieder in Gang gesetzt wurde, beschäftigte Hellmark unablässig.

»Er hat uns hierher gelockt, daran gibt es keinen Zweifel. Nicht, weil wir im Sinn hatten, das Tor in die Dimension der Pilze aufzustoßen, sondern weil er wollte, daß wir den Bannkreis passierten. Genau das haben wir getan. Es gibt keine Schatten mehr hier in diesem steinernen Wald. Die Erstarrten sind frei!«

Da nur wenige Minuten nach dem Zusammenstoß mit den Schatten vergangen waren, unternahm Hellmark einen neuen Versuch mit Macabros. Alles verlief reibungslos, als er seinen Zweitkörper die schwerelose Wand durchstoßen ließ.

Er ging schließlich als Hellmark hinüber in die Bucht der Pilze, und Mirakel und Oceanus folgten ihm nach.

Diese Besonderheit der unterseeischen Felsenburg war auffällig und bemerkenswert.

Das Tor in die Dimension der Pilze mündete im Wasser und auf dem Land.

War es auch so mit den anderen Toren, die sie nur erahnen konnten, in die Vielzahl der Welten und Kosmen, mit denen diese große Rasse schon zu tun hatte?

»Ja, so muß es sein«, sagte Oceanus mit kraftvoller Stimme.

Er glitt durch den Fluß, in den das schwarze Wasser in dem Felsenburg-Stollen übergegangen war.

Eine neue und fremdartige Welt, die Hellmark mit Macabros' Augen schon erblickt hatte, breitete sich vor ihnen aus.

Riesige Pilze standen da, und Björn kam es so vor, als müßten sie jeden Augenblick in Bewegung geraten.

Deutlich zu sehen waren die stumpfartigen, aufgequollenen Ansätze, die Beine und Arme darstellen sollten, und es fehlten auch nicht die beiden großen, schräg liegenden Augen, die sich in dem schirmartigen Pilzkopf befanden.

Aber die Augen lebten nicht. Sie waren tot. Wie die Augen – einer Wachspuppe, drängte sich Björn Hellmark der Vergleich auf.

An der Seite Mirakels ging er zunächst am Strand entlang. Der Fluß verbreiterte sich und wurde zu einem endlosen Ozean, der sich in der Ferne des Horizonts verlor.

Die Bucht der bewegungslosen Leichenpilze, mit denen Björn auf der anderen Seite der Welt schon so schlechte Erfahrungen gemacht hatte, stieg leicht an. Alles war hier pilzförmig. Die Pflanzen, die Bäume, selbst die Erdhügel, die sich in dieser sanft ansteigenden Bucht befanden.

Björn und Mirakel suchten die Umgebung ab. Hellmark nahm vor allem die Talsenke in Augenschein, wo er Mahay hatte verschwinden sehen. Dahinter breitete sich ein endloser Dschungel aus, der immer dichter wurde. Flache, pilzähnliche Bäume ragten hier am Rand der Bucht noch wie einzelne Stauden in die Höhe – einige hundert Meter

weiter aber, jenseits des Kessels, der sich zu einer unübersehbaren Ebene erweiterte, viel dichter.

Hier nahmen die Bäume sogar riesige und bedrohliche Formen an, und das opalisierende Licht über der fremdartigen Urweltlandschaft einer anderen Dimension wirkte düster und bedrückend.

»Rani?!« Hellmark rief mit lautstarker Stimme, und das Echo antwortete ihm.

Von Mahay keine Spur… Aber er mußte doch hier sein! Seit ihrer Begegnung vorhin waren erst wenige Minuten vergangen.

Wirklich nur wenige Minuten?

In Björn meldeten sich Zweifel. Bei anderen Dimensionen mußte man auch andere Zeitabläufe in Kauf nehmen.

Vielleicht waren hier in der Zwischenzeit Stunden vergangen, während in der dritten Dimension nur wenige Minuten verstrichen waren…

Die Landschaft war urwelthaft und von üppigem Pflanzenwuchs. Die pilzartigen Bäume standen so dicht, daß man meinen mochte, aus jeder Wurzel, die aus dem Boden ragte, würde sich ein neuer und noch kräftigerer Ableger entwickeln.

War Mahay in diesen Wald geflüchtet?

Warum aber war er überhaupt vor ihm, Hellmark, geflohen? Björn fand dieses Verhalten sehr sonderbar. Rani hätte doch erkennen müssen, daß der Freund vor ihm stand, daß es eine Chance gab, zurückzukehren. Aber Mahay hatte auf eine ihm völlig unerwartete und rätselhafte Weise reagiert.

War er nicht mehr Herr seiner Sinne? War er vielleicht gar nicht mehr Mahay, sondern von den Leichenpilzen verändert zu einem der ihren geworden?

Mirakel unterstützte ihn auf seine Weise bei der Suche nach dem Inder.

Björn überlief es eiskalt bei diesem Gedanken.

Auch Mirakel fand nichts, obwohl er weit ins Landesinnere vordrang und lange unterwegs war.

Björn hielt sich in der Nähe der Meeresküste, ließ die fremde Welt auf sich wirken, und mit jedem Schritt, den er sich weiter von der Stelle entfernte, an der sie in die Dimension der Pilze geraten waren, fühlte er sich unbehaglicher.

Mit dieser Welt stimmte etwas nicht. Diese Ruhe… Es kam ihm gerade so vor, als wäre mit dem Ausschwirren der gebannten Schatten diese Welt ausgehöhlt worden.

Die bedrückende Eintönigkeit gefiel ihm ebenso wenig wie die unheimliche Stille, diese Schwermut, die über allem lastete.

Oceanus war da ganz anderer Meinung.

»Dies ist einer der Wege, den die Rasse gegangen sein könnte«,

meinte er zuversichtlich. Er wirkte beinahe heiter, gab sich sehr optimistisch, und wenn man ihn hörte, dann fürchtete er keine Gefahr von den Pilzen.

»Ein Oceanus wird mit allem fertig«, sagte er fröhlich, und es klang so, wie er es meinte. Er war überzeugt davon, und es klang ohne Überheblichkeit. »Schwierigkeiten sind dazu da, um sie zu meistern«, fuhr er fort. Er glitt wie schwerelos durch das Wasser dieser fremden Welt. »Ich bin sicher, hier eine Spur zu finden.«

Björn nickte. Er war in Gedanken und mit dem, was sich hier entwickelte, keineswegs zufrieden. Das Ausschwärmen der Schatten wollte ihm nicht aus dem Sinn gehen.

Er verhielt abrupt in der Bewegung.

»Ich kehre zurück, Mogk Duul«, sagte er plötzlich nach reiflicher Überlegung.

Oceanus drehte sich um seine eigene Achse und blickte Hellmark aus großen Augen an.

»Zurück? Hab' ich richtig gehört? Ich denke, du bist froh, daß wir diesen Eingang gefunden haben. Wir werden noch mehr finden. Dies sind erst die Ausläufer einer Welt, die Geheimnisse und Überraschungen birgt. Was verbirgt sich in der Tiefe dieses Ozeans? Was in den undurchdringlichen Dschungeln? Die Pilze selbst leben hier – wie du selbst gesagt hast, vermutest du, daß sie sich wie Wasser verändern können, daß es sie in flüssiger, gasförmiger und fester Form gibt. Sie halten sich also in dieser Sekunde überall hier auf.«

»Dies ist ihre Welt. Sie kamen aus den Wäldern, und sie fürchten, daß mit der Rückgabe des Amulettes an seinen rechtmäßigen Besitzer ihre Bewegungsfreiheit wieder eingeschränkt wird und sie zu Pflanzen werden, die sie schon mal waren. – Nichts zu suchen aber haben sie in der Welt, aus der wir kommen, Mogk Duul! Man hat uns überlistet. Man läßt uns hier in Ruhe. Das gefällt mir nicht. Ich muß zurück – ich muß wissen, was für eine Bedeutung die Schatten haben, die durch unser Eindringen hier befreit wurden. Das Ganze ging zu glatt…«

Die letzten Worte hörte auch Morell. Er glitt schräg aus dem opalisierenden Himmel herab und kam neben Björn auf die Füße zu stehen.

»Auch ich muß dauernd daran denken, Björn«, schaltete er sich ein. »Das mit den Schatten ist mir nicht ganz geheuer. Sie ließen uns in Ruhe. Sie schwärmten einfach aus, mit ungeheurer Geschwindigkeit. Etwas hinderte sie daran, uns anzufallen. Aber das Böse, das von ihnen ausging, war im Augenblick der Befreiung beinahe körperlich zu spüren.«

»Da ist vor allen Dingen auch die Bemerkung Mogk Duuls, die mir nicht aus dem Kopf geht«, erwiderte Björn. »Die Schatten kommen, um Rache zu nehmen, um wie ein Insektenschwarm über die

herzufallen, deren Haß ihnen gilt. Ich kann mich eines unguten Gefühls nicht erwehren: wir haben mit unserem Eindringen hier etwas angerichtet, was wir möglicherweise nicht mehr gutmachen können. Es sei denn, wir finden den Ort, an dem man den Namen des Unaussprechlichen nennen muß, wenn die Schatten versammelt sind. Und ich kenne diesen Namen, es gibt für mich nicht den geringsten Zweifel, daß es sich um Haophylkontromtetcoilak handelt, dessen Pläne wir nicht mal ahnen können…«

Sie besprachen das Problem in aller Offenheit, und Oceanus konnte sich der schwerwiegenden Argumentation nicht entziehen.

»Meine guten Wünsche begleiten euch«, sagte er schließlich.

»Du bleibst hier?« fragte Mirakel verwundert.

»Ja. Was nützt euch meine Begleitung? Ich suche mein Volk in den Meeren, die ich nicht kenne. Werde ich die Verschollenen finden? Ich weiß es nicht, aber ich habe Hoffnung. Die Pilze standen im Mittelpunkt der Ereignisse, als ich mein Bewußtsein wieder entdeckte. Alles, so weist auch die Geschichte des Oceanus nach, wiederholt sich. Die Pilze standen im Mittelpunkt der Ereignisse, als mein Volk verschwand. Die Pilze – das Volk Haophylkontromtetcoilaks? – können das Amulett vernichten, hinter dem sie so verzweifelt her waren. Dies ist ihnen nicht gelungen. Ich selbst bin zu ihnen gekommen als freier Oceanus, der sein Volk wieder sammeln will, der beabsichtigt, die düsteren Schatten der Vergangenheit zu vertreiben. Ich werde alle Ozeane dieser Welt durchstreifen auf der Suche nach meinem Volk… und ich werde auch Ausschau halten nach deinem Freund und den anderen, Björn, die von den Pilzen auf einem mir unfaßbaren Weg entführt wurden. Was du mir geschildert hast, läßt mich erkennen, daß es Bezirke gibt, die von den Pilzen beherrscht werden und in denen sie anders agieren als hier – wo ihr Pflanzendasein sich noch nicht verändert hat.«

»Vielleicht sehen wir auch das falsch, solange wir nichts Genaues wissen«, murmelte Hellmark nachdenklich. »Die Pilze in der Bucht vor dem Eingang in unsere Dimension wirkten sehr lebendig, aber sie waren es nicht mehr. Woran mag das liegen? An der Tatsache, daß der rechtmäßige Erbe das Amulett wieder trägt – oder daran, daß diese Pilze in einer anderen Form auf unserer Welt agieren und dort in der Bucht dieser Dimension lediglich ihre leere Hülle zurückgelassen haben? Ich bin voller Unruhe… ich muß Gewißheit haben…«

»Das kann ich verstehen. Könnte ich euch helfen, wurde ich es uneingeschränkt tun. Aber meine Anwesenheit ›drüben‹ auf unserer Welt wäre sinnlos und bedeutete nur Zeitverlust. Kehrt bald zurück! Ich wünsche euch viel Glück. Immer wieder werde ich hierher in diese Bucht zurückkehren, um nach euch Ausschau zu halten. Und wenn wir uns wiederbegegnen, vielleicht werde ich dann für euch schon eine

gute Nachricht haben. Und ihr für mich hoffentlich auch eine…«

Oceanus ließ sich zurückgleiten in die See, schwamm wie ein Delphin mit aufgerichtetem Oberkörper, die Bauchseite Richtung Festland gewandt, davon und winkte den beiden Menschen abschiednehmend zu.

Hellmarks und Morells Weg zurück durch die Bucht verlief genauso schwierigkeitslos wie ihre Ankunft. Eine Säule ragte wie ein Relikt aus dem Meer vor ihnen. Von dieser Säule aus führte ein schmaler Weg in die Bucht. Unterhalb des Pfades breitete sich schon die See aus. An dieser Stelle war Oceanus von der dritten Dimension der Unterseeburg in die Dimension der Pilze gekommen.

Ohne das Gefühl eines Übergangs zu spüren, verschwanden Morell und Hellmark in der Wand, und auf der anderen Seite dehnte sich im nächsten Augenblick der riesenhafte Stollen aus, wo Mirakel die tausend Spiegelgesichter seines Erzfeindes gesehen hatte, wo sich der steinerne Wald ausdehnte, in dem die erstarrten und gebannten Schatten versteckt waren, ehe das Aufkreuzen der Menschen ihre Fessel abstreifte.

Mirakel mit seinen Dyktenkräften und Hellmark mit Macabros wäre es ein leichtes gewesen, den steinernen Wald der Spiele und des Vergnügens, in dem sich einst Oceanus' Volk tummelte, in Gedankenschnelle zu passieren. Aber darauf kam es ihnen nicht an.

Sie wollten sich jetzt nach ihrer Rückkehr einen weiteren Eindruck von diesem Ort verschaffen.

Waren die Schatten zurückgekommen? Warteten sie nur darauf, bis sie sie überraschen und überfallen konnten?

Im Wald waren sie nicht, im Stollen hielten sie sich nicht auf und in der riesigen Burg, die sie durchstreiften und in der ihnen die gewaltigen, kilometerlangen Reliefs und Wandmalereien die Geschichte eines fremden, faszinierenden Volkes und dessen Begegnungen mit noch fremderen Fabelgeschöpfen zeigte, gab es keine Schatten mehr.

»Wie die Insekten werden sie über diejenigen herfallen, die sie hassen«, murmelte Hellmark abermals. »Ich fürchte, wir kommen zu spät, Frank…«

Sie blickten sich nur flüchtig an. Obwohl sie sich noch nicht allzulange kannten, wußten beide – auch ohne daß ein Wort zwischen ihnen fiel – was sie jetzt zu tun hatten.

Ihr gemeinsames Ziel war das Gebiet um Miami Beach, das am nächsten liegende Festland.

Mirakel stieß wie eine Rakete durch das Wasser, das unterseeische Reich hinter sich lassend. Hellmark verdoppelte sich. Kontakt mit Macabros – und schon veränderte sich seine Umgebung. In Gedankenschnelle wechselte er seine Position.

Eben noch die schummrige Welt unter Wasser, das Innere der Untersee-Felsenburg – jetzt strahlend blauer Himmel.

Es war Tag auf der Erde!

Sie mußten viele Stunden in der Dimension der Leichenpilze gewesen sein, denn als sie den Übergang vornahmen, herrschte noch Nacht…

Unweit des Parkplatzes eines Hotels kamen beide an. Mirakel schnell wie ein Blitz, so daß menschliche Augen seinen rasenden Flug nicht wahrnehmen konnten, Hellmark wie ein Geist, der sich aus dem Nichts schälte.

Macabros erlosch wie eine Kerzenflamme.

Hellmark stand allein.

Mirakel alias Frank Morell griff mit der Rechten an seine Brust. Als die Handinnenfläche den Kristall berührte, der auf rätselhafte Weise mit seinem Körper eine Einheit bildete, fiel dieser Kristall wie von selbst in seine Finger.

Er konnte ihn abnehmen, verlor seine flache Form und fühlte sich an wie eine halbierte Münze, die er bequem umschließen konnte. Und in dem Moment, als er den Kristall von seinem Körper löste, ging mit dem eine wunderbare Verwandlung vor sich.

Die schimmernde Aura verschwand, die rubinrote Haut, die typisch für sein Dyktenaussehen war, existierte nicht mehr. Die organische und anorganische Substanz, im Kraftstrom der reinen Urkräfte des Kosmos, setzte sich um in seine normale Haut, in den Stoff seines gutsitzenden Anzuges, den er trug.

Ein hellgrundiger Stoff mit einem dezenten Muster, ein Sporthemd mit offenem Kragen…

Morell ließ den Wunderkristall in seine Tasche gleiten.

Dann setzten die beiden Freunde sich in Bewegung.

Ihr Ziel war die Frühstücksterrasse des Hotels.

Wer sie da kommen sah, konnte nicht wissen, daß es mit diesen beiden Männern etwas Besonderes auf sich hatte.

Beide besaßen ein großes Geheimnis. Beide hatten den Mächten der Finsternis, an deren Spitze Rha-Ta-N'my und Molochos, den Kampf angesagt. Beide verfügten über Anlagen, die sie in besonderem Maß befähigten, sich ganz für diese Auseinandersetzung vorzubereiten… und doch waren beide Menschen aus Fleisch und Blut, auf Sympathien und Freunde angewiesen, die sie in diesem Kampf unterstützten…

*

Sie fand den Morgen herrlich, als sie auf dem Balkon des ersten Stockes stand und den Blick vom Hügel über die blühenden Gärten

und über das Meer schweifen ließ, das sich bis zum Horizont hin ausdehnte.

Olivia Santieno atmete tief die milde Luft ein.

Die Frau war allein im Haus.

Ihr Mann befand sich auf einer Geschäftsreise und würde erst in drei Tagen zurückkommen. Wie üblich hatte Alfredo jedoch diverse Telefonnummern hinterlassen, unter denen er in diesen Tagen aller Wahrscheinlichkeit nach zu erreichen war. Außerdem wollte er wie gewohnt zwischendurch mal anrufen, um sich zu informieren.

Im Lauf eines Tages gab es von wichtigen Personen immer wieder Anrufe, über die Alfredo unterrichtet sein wollte.

Olivia Santieno frühstückte gewohnheitsmäßig sehr spät, meistens erst nach ihrem morgendlichen Spaziergang durch den Park.

Gestern – einen Tag nach dem rätselhaften und sie ängstigenden nächtlichen Ereignis – hatte sie diesen Spaziergang zum ersten Mal nach langer Zeit unterlassen.

Der Gedanke, daß Alfredo einen Toten irgendwo im Park verscharrt hatte, bedrückte sie.

Nach den Aufregungen der Nacht, nach der Party war sie jedoch merklich ruhiger geworden und hatte begonnen sich zu fragen, ob es überhaupt richtig gewesen war, so zu handeln, wie sie gehandelt hatten.

Ob es nicht doch besser gewesen wäre, die Polizei zu verständigen? Wieder kam ihr dieser Gedanke. Aber dann verwarf sie ihn wieder. Sie konnten sich keinen Skandal erlauben. Sie hatten keine Schuld an dem Tod Mister Greenichs, also wußten sie auch nichts davon.

Greenich war ohne Familie. Er lebte im Haus seiner ältlichen Schwester, die ihn verwöhnte wie einen Sohn. Sie hatte hier angerufen und sich nach ihrem Bruder erkundigt. Alfredo hatte sie wissen lassen, daß Greenich ziemlich angeheitert als letzter Gast – wie üblich – sein Haus verlassen hätte. Der reiche Makler hatte sich verwundert gezeigt, daß Greenich nicht zu Hause angekommen war, fand aber, daß dies kein Grund zur Besorgnis sei. Schließlich war ebenso bekannt, daß Greenich eine Schwäche für das schöne Geschlecht hatte. Da konnte es schon mal vorkommen, daß er auch mal eine Nacht wegblieb und nicht im Haus seiner Schwester schlief.

An diesem Morgen verließ Olivia Santieno ihr Haus und machte einen Spaziergang durch den Park.

Sie erfreute sich an dem Zwitschern der Vögel, dem Duft der Blüten und der Farbenpracht der Rosen ebenso wie am leisen, beruhigenden Plätschern der Springbrunnen.

Olivia lächelte versonnen und fühlte sich glücklich.

Sie kam auch an der alten schottischen Ruine vorbei.

Sie blieb davor stehen und ließ den Blick über das Gemäuer und

das Tor schweifen. Da war es ihr, als ob sie ein leises Wispern vernahm.

Sie hielt den Atem an.

Ja! Da war es wieder! Leise und gequält, als ob jemand hinter diesen Mauern leide.

Ihre Nackenhaare sträubten sich, und eine Gänsehaut lief über ihren Körper.

Sie mußte an das denken, was sie gehört hatte, als Greenich offenbar unter einem furchtbaren Erlebnis stehend, zu fliehen versuchte. Diese Laute stimmten mit jenen überein!

Eisige Kälte erfüllte sie, und sie meinte, von innen her zu erfrieren. Konnte es sein, daß Alfredo auf die Idee gekommen war, den Toten hier in der Ruine zu verstecken?

Der Verdacht lag nahe. Ein besseres Versteck konnte man sich gar nicht denken!

Als Alfredo in jener Nacht nach dem schrecklichen Fund in das Haus zurückgekommen war, hatte er keine großen Worte mehr gemacht, sondern ihr nur erklärt, daß »alles in Ordnung sei«…

Vor Olivia Santienos Augen begann die Luft zu flirren. Sie fürchtete schon, ohnmächtig zu werden, hielt sich aber mit Willenskraft auf den Beinen.

Dieses klagende, permanente Wimmern aus dem Gemäuer! Es machte sie wahnsinnig und versetzte sie in namenlose Furcht.

Konnte ein Toter seinen eigenen Tod beklagen?!

Sie warf sich herum und rannte den Weg zurück, den sie gekommen war, weil sie es in der Nähe der Ruine, wo sie sonst so gern verweilte, nicht mehr aushielt…

Sie lief quer durch den Park, und es kam ihr vor wie eine Ewigkeit, ehe sie das Haus wieder durch die Bäume schimmern sah.

Dann rannte sie auf den Hauptweg, um von vorn her durch den Haupteingang zu kommen.

Da kam ihr jemand entgegen, mit dem sie fast zusammenstieß.

*

Olivia Santieno prallte mit einem Aufschrei zurück.

»Olivia!« hörte sie im gleichen Augenblick eine vertraute Stimme. »Was ist denn los mit dir? Du bist ja vollkommen aus dem Häuschen.«

»Peg!« entrann es den bleichen Lippen der Makler-Frau. Sie schloß eine Sekunde lang die Augen.

»Was hast du denn? Du zitterst ja am ganzen Körper?«

Olivia Santieno versuchte zu lächeln. Erstaunlicherweise gelang es ihr. Und ihr fiel in dieser Sekunde sogar eine passende Ausrede ein.

»Hast du mich erschreckt, Peg! Wie kommst du denn hier herein?«

Peggy Dorson war eine Freundin, die auch in Miami wohnte.

»Durch die Tür. Die war nicht abgeschlossen. Ich bin etwas früher gekommen, es hat sich einfach so ergeben. Da haben wir mehr Zeit zum Plaudern…«

»Das ist fein, Peggy«, Olivia Santieno bekam sich erstaunlicherweise rasch wieder unter Kontrolle. Peggy Dorson kam hin und wieder zum Frühstück, wenn Alfredo außer Haus war. Sie pflegte den Kontakt mit dieser Freundin, die so lebhaft erzählen konnte und die immer über den letzten Klatsch in der Gesellschaft unterrichtet war.

»Warum bist du denn so gerannt, Olivia? Man hätte meinen können, der Leibhaftige wäre hinter dir her?« Die brünette Frau mit der burschikosen Frisur und dem sicheren Auftreten musterte die Chilenin aufmerksam.

Olivia lächelte, packte die Besucherin am Arm und deutete nach oben auf den Balkon. Dort stand die Tür weit offen. »Mir war, als hätte ich das Telefon gehört. Da bin ich losgelaufen. Aber scheinbar doch nicht schnell genug, wie du siehst.«

Sie erwähnte keinen Ton über das, was sie meinte, entdeckt zu haben. Sie würde sich nur lächerlich machen, obwohl… sie hatte den Wunsch, sich mit jemand auszusprechen.

Aber diesem Drängen durfte sie nicht nachgeben.

Daß sie Peg an diesem Morgen zu sich eingeladen hatte, hing sicher damit zusammen, daß sie jemand um sich haben mußte, um abgelenkt zu werden. Es war ein Fehler gewesen, hier im Haus zu bleiben. Sie hätte mit Alfredo die Reise antreten sollten…

Am liebsten hätte sie ihn jetzt sofort angerufen, als sie mit Peggy Dorson ins Haus ging. Doch sie durfte Peggy gegenüber ihre wahre Erregung nicht merken lassen.

Sie plauderten, aber Olivia Santieno hörte nur mit einem Ohr zu. Das Gespräch plätscherte an ihr vorüber, und sie nickte nur manchmal mit dem Kopf oder machte eine beiläufige Bemerkung. Mit ihren Gedanken war sie ganz woanders.

Sie saßen gerade an dem kleinen runden Tisch in der von der Sonne angestrahlten, bleiverglasten Nische, als der Türgong ging.

»Olala«, wunderte Peggy sich und zog die Augenbrauen vielsagend hoch. »Der Mann ist erst seit einigen Stunden außer Haus, und schon kommt der Hausfreund. Wen hast du denn noch eingeladen, Liebste? Auch einen Kavalier für mich?«

Olivia erhob sich seufzend. »Ich hab’ keine Ahnung, Peg. Eingeladen hab’ ich niemand.«

»Dann hat vielleicht einer deinen Mann abreisen sehen.«

Sie lachten beide.

Im Flur war neben einer Tür ein kleiner Fernsehschirm in die

Wand eingelassen, die Sprechanlage.

Olivia drückte den Kontaktknopf. Ein fremder Mann stand unten vor der Tür.

»Ja, bitte?« fragte die Frau.

Der dort unten vor dem Haus stand, konnte nur ihre Stimme hören und wußte nicht, daß er gesehen wurde.

»Madame Santieno?«

Seine Stimme klang ruhig. Der Mann war Mitte dreißig und trug ein schmales, dunkles Lippenbärtchen und einen hellen Sommeranzug.

»Ja…«

»Mein Name ist Pete Long, Madame. Ich bin von der Polizei. Ich hätte Sie gern gesprochen…«

Polizei! Olivia kam es vor, als versetzte ihr jemand einen Nadelstich.

Jetzt fing es also an. Sie suchten Greenich, einen anderen Grund für diesen frühen Besuch konnte sie sich nicht vorstellen.

»Darf ich Ihre Marke bitte sehen?«

»Ah«, wunderte der Mann sich unten vor dem Tor. »Sie können mich sehen.«

Olivia nickte und dachte nicht daran, daß der andere sie nicht sehen konnte.

»Wenn Sie die Sprechanlage genau in Augenschein nehmen, dann entdecken sie das dunkle Glasauge…«

»Schon gesichtet, Madame«, sagte Pete Long fröhlich. Er hielt seine Hand davor, nicht so dicht, daß er das in den Türpfosten eingelassene Fernsehauge verdeckte.

Deutlich war die Polizeimarke zu sehen.

»Bitte, warten Sie! Ich komme.«

»Es ist gut, Madame…«

Olivia Santieno atmete tief durch. Sie entschuldigte sich bei Peg und bat sie, schon mal tüchtig zuzugreifen.

»Tut mir leid, Peg, daß ich dich jetzt allein lassen muß. Das war nicht vorgesehen. Der Besucher… ein Geschäftsfreund Alfredos. Ich bin gleich wieder zurück…«

»Laß dir nur Zeit! Ich genieß einstweilen die Brötchen. Sie sind herrlich knusprig und duften nach Backstube. Genauso mag ich das.«

Es war Olivia Santieno klar, daß sie nicht gleich wieder zurück sein würde. Sie ahnte Probleme…

Unten vor dem Haus empfing sie den Beamten.

»Ich hoffe, Sie haben mir keine unangenehme Nachricht zu überbringen.«

»Nachricht überhaupt nicht, Madame. Wir suchen jemand, Mister Greenich…«

So fing’s an.

Olivia Santieno gab sich überrascht, spielte ihre Rolle aber gut.

»Greenich? Was ist mit ihm?«

»Seine Schwester hat eine Vermißtenanzeige erstattet. Mister Greenich wurde vor zwei Tagen zum letzten Mal gesehen. Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten, Madame. Mister Greenich war unseren Recherchen nach zuletzt hier in Ihrem Haus Gast.«

»Das ist möglich, ich weiß es nicht.« Sie gab Long mit einer Kopfbewegung zu verstehen, daß sie eine Besucherin hätte. »Es wäre mir lieb, wenn wir das Gespräch hier unten im Park führen würden…«

Das taten sie auch.

Pete Long interessierte sich sehr genau für den Ablauf des letzten Abends, als Greenich hier im Haus weilte. Wie er sich benommen hätte, was er getrunken hatte…

»Mister Greenich trank immer sehr viel.«

»War er betrunken, als er das Haus verließ?«

»Von der Menge her, die er trank, ja. Aber ihm merkte man das nie an.«

»Fuhr er noch nach Hause?«

»Wenn Greenich zu einer Party ging, benutzte er nie seinen eigenen Wagen. Er ließ sich von einem Taxi bringen und fuhr auch wieder mit dem Taxi weg.«

»Und in jener Nacht – ist er auch mit dem Taxi weggefahren?«

»Ich nehme es doch an.«

»Sie haben es also nicht gesehen?«

»Nein! Ich bin zu Bett gegangen. Mein Mann hatte mit Mister Greenich noch einiges zu besprechen.«

»Ihr Mann weiß also Näheres, was das Taxi anbetrifft, mit dem Mister Greenich das Haus verließ.«

»Sicher.« Jetzt wurde es kritisch. Sie durfte sich nichts anmerken lassen.

»Sind Sie da ganz sicher? Könnte es nicht so sein, daß Mister Greenich noch einen kurzen Weg zu Fuß ging und dann ein Taxi angehalten hat?«

»Nun, wenn Sie mich so fragen: Auch das wäre natürlich möglich.«

»Ihr Mann weiß das aber genau?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich hoffe doch, daß er sich noch erinnern kann. Obwohl: An diesem Abend hatte er mehr getrunken als sonst. Als ich ihn nach den Einzelheiten der Party fragte, die sich zu vorgerückter Stunde hier im Haus abgespielt hatten, konnte er sich an nichts mehr erinnern.«

Pete Long kratzte sich im Nacken. »Ja, so ist das manchmal. Solche Dinge erschweren dann kolossal unsere Arbeit, wenn es darauf ankommt.«

»Befürchten Sie denn etwas – Schlimmeres?«

»Zumindest können wir es nicht ganz ausschließen.«

»Mister Greenich hat eine Schwäche…«

»Schöne Frauen, wir wissen es, Madame. Er wechselte sie wie ein anderer seine Hemden. Er führte eifrig Tagebuch und darin fanden wir auch die Anschriften seiner Freundinnen. Er ist in den letzten beiden Tagen bei keiner gewesen. Davon können wir mit Sicherheit ausgehen. – Ist es möglich, auch Ihren Gatten kurz zu sprechen?«

»Leider nein, Mister Long. Er befindet sich auf einer Geschäftsreise und kommt erst in drei Tagen zurück.«

»Oh, das ist schade.« Long machte einige knappe Vermerke in sein Notizbuch, und Olivia Santieno nahm sich vor, höllisch aufzupassen mit dem, was sie sagte. Sie durfte sich nicht in Widersprüche verwickeln. Mit Alfredo hatte sie alles abgesprochen, was sie in einem solchen Fall sagen wollte. Daß die Polizei hier aufkreuzen würde, damit war zu rechnen gewesen.

»Hm… da wäre noch etwas anderes, Madame…«

»Ja, bitte?«

»Mister Greenich war betrunken. Jedermann hier im Haus – also Sie und Ihr Gatte nehmen an, daß der Vermißte wirklich ein Taxi nahm. Aber beschwören könnten Sie es nicht. Und Ihr Mann wahrscheinlich auch nicht…«

»Das wäre zu befürchten, ja.«

»Ich gehe von der Überlegung aus, daß Mister Greenich möglicherweise gar kein Taxi genommen hat, sondern hier blieb.«

Olivia Santieno fuhr zusammen. Sie gab sich auch keine Mühe, es zu verbergen.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Mister Greenich hatte viel getrunken… Ihr Gatte nicht minder. Sie lagen schon im Bett. Greenich verließ das Haus, vielleicht ging er in die falsche Richtung und hat sich vielleicht hier im Park irgendwo schlafen gelegt.«

»Aber dann wäre er doch wieder gekommen.«

»Nicht, wenn ihm etwas zugestoßen ist, Madame.«

Olivia Santieno schluckte. »Aber wie sollte… ihm etwas zustoßen…« stotterte sie. »Hier in diesem Park…«

»Wir müssen alles in Betracht ziehen. Vielleicht ist er gestürzt. Vielleicht braucht er Hilfe…«

Olivia Santieno wurde blaß. »Das wäre ja fürchterlich. Der Park ist groß…«

»Und Sie gehen nicht jeden Tag durch, nicht wahr?«

»Das ist richtig. Ich bin gerade heute morgen dazu gekommen, einen kleinen Spaziergang zu machen…«

»Und da haben Sie nichts Verdächtiges entdeckt?«

»Selbstverständlich nicht.«

Sie kamen überein, daß Long sich den Park ansehen könne, um allen Eventualitäten vorzubeugen.

»Ich kann Sie nicht begleiten, Mister Long, das tut mir leid. Ich habe einen Gast…«

Pete Long winkte salopp ab. »Lassen Sie sich durch mich nicht stören, Madame! Tun Sie so, als wäre ich gar nicht da! Ich seh' mich mal ein bißchen um. Und wenn irgendetwas sein sollte, das ich Sie noch fragen müßte, dann werde ich mich schon melden…«

Olivia kehrte ins Haus zurück, während Pete Long, sich eine Zigarette anzündend, im Park verschwand.

Vom Balkon aus hatte Peggy Dorson ihre Freundin und den Besucher beobachtet. Sie zeigte sich verwundert, als Olivia wieder auftauchte, sagte aber nichts, weil sie nichts erwähnte.

Das Frühstück, das sie sich so nett vorgestellt hatte, wurde zu einer Farce.

Olivia saß wie auf heißen Kohlen.

Die Zeit wollte nicht vergehen. So gern hätte sie gewollt, daß Peggy jetzt ging, aber als die erst mal in ihrem Element war, beim Erzählen, da hörte sie nicht mehr auf.

Das Frühstück ging bis in den Mittag hinein.

Peggy blieb drei volle Stunden und erschrak schließlich selbst, als sie merkte, wieviel Zeit schon vergangen war.

Dann aber hatte sie es eilig.

Sie verabschiedete sich.

Das Wetter hatte sich inzwischen verändert.

Vom Meer her wälzten sich massige Wolken über das Land, Wind war aufgekommen.

Peggy Dorson schaffte es gerade noch, in das Auto zu kommen, als wolkenbruchartiger Regen einsetzte.

Die Besucherin winkte hinter der Windschutzscheibe der Freundin noch zu und startete dann.

Olivia Santieno hatte das Gefühl, als wäre eine Ewigkeit seit dem Besuch Peggy Dorsons und vor allem dem Pete Longs vergangen.

Der Polizeibeamte war nicht wieder aufgetaucht.

Was machte er solange im Park? Vor allem – bei diesem Wetter?

Der Wind peitschte ihr den Regen ins Gesicht und fuhr in ihre Haare.

Im Park pfiff und heulte es.

Olivia Santieno mußte an Pete Long denken.

Wenn er etwas gefunden hatte!

Dieser Mann war clever, er schien bemerkt zu haben, daß irgend etwas mit ihrer Geschichte nicht stimmte, die sie sich zusammengestückelt hatten.

Die Wahrheit sagen! Jetzt gleich, ehe alles noch schlimmer wurde

und sie wirklich in Verdacht gerieten, Greenich aus irgendwelchen, unerfindlichen Gründen auch immer umgebracht zu haben. Die Polizei hatte heute die Mittel, den Schuldigen zu überführen und Unschuldige von jedem Verdacht zu reinigen.

Die Wahrheit hörte sich phantastisch an, aber sie war der einzige Weg, um den Problemen, die jetzt auf sie zukamen, auszuweichen und sie aus der Welt zu schaffen…

Sie nahm einen Schirm vom Haken, spannte ihn auf und rannte hinaus in den Regen.

Der Wind fuhr unter ihren Rock und hob ihn empor, so daß sie mit nackten Beinen durch den Park lief. Trotz Regenschirm war sie im Nu durchnäßt, klebte ihre Kleidung wie eine zweite Haut auf dem Körper und ließ ihre weiblichen Formen deutlich sichtbar werden.

Olivia rannte den Hauptpfad entlang.

»Mister Long? Hallo, Mister Long?!« rief sie lautstark, Wind und Regenrauschen übertönend.

Vielleicht hatte er sich irgendwo untergestellt und wartete den Wolkenbruch ab. Hier im Park gab es viele solcher Unterstellmöglichkeiten.

Das Regenwasser sammelte sich an den Rändern des Weges und bildete dort kleine, sprudelnde Bäche. Der Regen spritzte vor ihr auf.

Vom Hauptweg zweigten mehrere schmale Wege ab.

»Mister Long? Hallo, können Sie mich hören?«

Sie rief so laut sie konnte, und hier im Park wurde ihre Stimme durch die günstige akustische Situation nur noch verstärkt.

Keine Antwort!

Da kam ihr ein Gedanke, und ihr Herzschlag beschleunigte sich.

Die Ruine! Long hatte bestimmt einen Blick in die Ruine geworfen. Bei der Überlegung, daß der Betrunkene sich vielleicht in jener Nacht – aus der Sicht Longs betrachtet – in der Richtung geirrt hatte, war er in die Ruine gegangen.

Das lag doch nahe!

Und dort entdeckte er möglicherweise die Spuren, die Alfredo hinterlassen hatte und die… Sie wagte nicht, diesen Gedanken weiter fortzusetzen.

Sie erreichte die Ruine, und ein Stöhnen entrann ihren Lippen.

Das Tor war weit geöffnet – und der Burghof lag wie einladend vor ihr.

Pete Long nur konnte das Tor geöffnet haben auf der Suche nach Greenich…

*

Um die Mittagszeit, gerade als der große Regen begann, verließ

Frank Morell alias Mirakel Miami und kehrte in Minutenschnelle nach Deutschland zurück.

In seiner Identität als Morell wurde er im Büro »Gering und Krollmann« erwartet. Von seinem zweiten Leben als Mirakel hatte man dort keine Ahnung, und Morell merkte, daß es ihm immer schwerer fiel, seine bürgerliche Identität mit der Mirakels zu vereinen. Da hatten sich im Bermuda-Dreieck und vor allem im Unterwasserreich Oceanus' Dinge entwickelt, die einer dringenden Klärung und des ganzen Einsatzes bedurften. Er mußte eine Möglichkeit finden, sein bisheriges Leben aufzugeben…

Im Moment aber blieb ihm keine andere Wahl, als den Schein zu wahren, seine Rolle und sein Leben als Morell weiter fortzusetzen, obwohl die Mächte, die ihm feindlich gesinnt waren, ihn gerade daran hindern wollten…

Eine akute Situation bestand im Augenblick nicht. Hellmark und er kamen überein, daß Björn Macabros aussenden sollte, wenn sich etwas entwickelte, das Mirakels sofortige Anwesenheit erforderte.

Für den Dyktenmann bedeuteten Entfernungen nichts.

Björn blieb allein in Miami zurück.

Hier hatte er schon in den Morgenstunden erfahren, daß in der letzten Nacht einiges passiert war, dem mit herkömmlichen Erklärungen eben nicht beizukommen war. Obwohl man sich in der Presse offenbar alle Mühe gab.

Da war der Zwischenfall auf der »Carat«. Er füllte die Schlagzeilen der Zeitungen an diesem Tag. Eine unsichtbare und rätselhafte Kraft hatte mal wieder mit aller Macht zugeschlagen…

Da war die hohe Zahl der Vermißtenmeldungen, die in der letzten Nacht von der Polizei aufgenommen worden war. Etwas Näheres jedoch teilte niemand mit.

Hellmark fürchtete, daß alle diese Dinge im engen Zusammenhang mit den Vorfällen standen, die durch ihr Eintauchen in die andersdimensionierte Welt erfolgte.

Er suchte Kontakt mit Redaktionen und wurde abgewimmelt. Niemand wollte Näheres mitteilen.

Dabei war aber eine genaue Kenntnis der Dinge für alle, die noch nicht in Mitleidenschaft gezogen worden waren, von allerhöchster Wichtigkeit.

Diejenigen ahnten nämlich nicht die tödliche Gefahr, die durch das Auftauchen der Schatten hier im Küstengebiet entstanden war.

Niemand aber brachte die Vorfälle mit den Schatten in Verbindung, das war das Verrückteste.

Von Schatten hatte nur einer bisher gesprochen: das war der Beamte von der Coast-Guard, der in der letzten Nacht den Hilferuf George Flunners entgegennahm.

Aber es gab eine Überlebende!

Die Polizei hatte demnach mehr Informationen, die inzwischen offenbar auf höchster Ebene beraten wurden. Denn das, was die gerettete Jugoslawin ausgesagt hatte, war Zündstoff.

Aber wie konnte man einen Feind bekämpfen, den man nicht kannte?

Hellmark kannte den Feind und hatte den Schlüssel zu seiner Besiegung in der Hand. Die Kenntnis, daß Haophylkontromtetcoilak, der Schattenfürst, dahintersteckte… Diese Kenntnis hatte außer Morell und ihm sonst niemand…

Jetzt kam es darauf an zu wissen, wo die menschenfressenden Schatten sich aufhielten, die wie ein Insektenschwarm über die Opfer herfallen wollten.

In der letzten Nacht war ein Anfang gemacht worden. Wie würde sich die Anwesenheit der Schatten-Leichenpilze in dieser Nacht auswirken?

Er brauchte Informationen und es war schwer, für ihn als Außenstehenden dort Informationen einzuholen, die imstande dazu waren.

Er rief Richard Patrick in Dayton an, berichtete von dem, was er in Erfahrung gebracht hatte und schilderte die Sackgasse, in der er sich befand.

Er brauchte eine Empfehlung, einen Kontaktmann, der mehr wußte oder ahnte – der aber wiederum im Gegensatz zu ihm mit diesem Wissen oder dieser Ahnung nichts anzufangen wußte.

»Die die Schatten beobachtet haben, sind verschwunden, möglicherweise tot«, fuhr Björn fort. »Ich habe etwas Derartiges erwartet. Es ist unmöglich, in das Krankenzimmer zu der Jugoslawin Joana zu gelangen. Nicht für mich, ich weiß. Aber wenn ich dort auf meine Art erscheine, kriegt das Mädchen vielleicht einen neuen Schock…«

»Ich habe da eine andere Idee«, fügte Patrick sofort an. »Fred Nail…«

»Wer ist das?«

»Ein hohes Tier bei der ›Miami-Post‹. Ich kenne ihn persönlich. Wenn Nail einen Tip hat oder etwas weiß, wird er dich einweihen. Ruf ihn doch gleich mal an! Sag', Pat hat dich geschickt. Das reicht schon…«

*

Beziehungen waren nicht alles, aber sie bedeuteten viel. Überhaupt dann, wenn es darum ging, Leben zu retten oder schreckliche Schicksale abzuwenden.

Björn befolgte Patricks Rat.

Er rief unter der ihm angegebenen Nummer an und bekam Fred Nail sofort, der direkt neben dem Apparat zu sitzen schien.

»Mein Name ist Hellmark.«

»Das sagt mir überhaupt nichts.«

»Pat hat mich geschickt…«

Leises Lachen. »Das sagt mir alles. Man kann vor ihm scheinbar nichts geheimhalten. Der reist irgendwo in der Weltgeschichte ’rum, hat aber immer ’ne Nase dafür, wo wirklich etwas los ist. Möchte nur wissen, wie er darauf kommt, daß hier ein bißchen mehr passiert ist, als in der Öffentlichkeit bekannt wurde. – Plaudern wir unter vier Augen, Mister Hellmark. Wann darf ich Sie erwarten?«

»In den nächsten drei Sekunden.«

»Sie scherzen. Leute mit fröhlichem Sinn sind mir sympathisch. Dann müßten Sie in dieser Sekunde ja vom Zimmer gegenüber telefonieren. Sagen wir in zehn Minuten, nicht wahr? Bis Sie den Boulevard überquert haben, vergehen schon fünf, und wenn Sie Glück haben, ’nen Lift rechtzeitig zu erwischen, vergehen nochmal fünf Minuten…«

»Ich sagte drei Sekunden, Mister Nail. Ich leg’ jetzt auf – und darin klopf ich an, einverstanden?« Nail lachte noch.

Es klickte im Hörer. Aufgelegt!

Hellmark verschwand aus der Zelle, noch während er sich auf seinen Doppelkörper konzentrierte und diesen entstehen ließ.

Nail schüttelte den Hörer und legte auf. Da meldete sich über die Sprechanlage seine Vorzimmerdame.

»Ein Besucher möchte Sie sprechen, Mister Nail. Er sagt, er wäre angemeldet, aber ich kann seinen Namen auf der Anmeldeliste nirgends finden.«

»Wie heißt er denn?«

»Er hat sich als Mister Hellmark vorgestellt. Er sagt, Sie wüßten schon Bescheid.«

Nail fiel fast aus allen Wolken. »Lassen Sie ihn ’rein…«

*

Sie begegneten sich, und sie mochten sich sofort.

Nail hatte dunkles, graumeliertes Haar, kluge Augen und wirkte jünger, als er war.

»Wenn Sie mir den Trick verraten…«, meinte er, auf Hellmarks schnelle Ankunft anspielend.

Der lachte leise. »Wenn man in Zeitnot ist, Mister Nail, dann beeilt man sich für gewöhnlich etwas mehr, nicht wahr?« Mehr war nicht aus ihm herauszukriegen.

Nail bot seinem Besucher eine Zigarette an. »Nein, danke. Ich versuch’ ohne auszukommen.«

»Sie wollen etwas von mir wissen?« Fred Nail musterte seinen Besucher eingehend.

»Ich brauche Informationen über das, was sich in der letzten Nacht hier abgespielt hat. Im Vergleich zu sonst wurden mehr Menschen – entführt, nicht wahr?«

»Im Vergleich zu sonst, ist gut. Insgesamt liegen den Polizeidienststellen hundertzweiunddreißig Vermißtenanzeigen vor. Das ist schon mehr als unnormal und zwingt zum Nachdenken. Vorausgesetzt, daß man überhaupt eine Ahnung von den Ereignissen bekommen hat. Man bemüht sich ja verkrampft, so wenig wie möglich an die Öffentlichkeit sickern zu lassen.«

Damit kamen sie zum Wesentlichen.

»… Aber zum Glück haben wir Leute, die über die richtigen Drähte verfügen. Es gibt keinen Zweifel: In der letzten Nacht wurden Schatten gesehen, die Menschen auffraßen wie Ungeheuer. Kein Mensch hat eine Erklärung dafür, woher diese Schatten kommen – man vermutet das Bermuda-Dreieck…«

»Was in diesem Fall auch stimmt. Fast«, warf Björn schnell noch ein.

»Niemand weiß, was diese Schatten wollen, und wo sie sich jetzt aufhalten. Außer Jok wahrscheinlich.«

Ein neuer Name kam ins Spiel. Björn erfuhr, daß Jok ein Faktotum war, das jedermann hier in Miami kannte. Jok lebte wie eine Made im Speck. Er arbeitete nicht und ließ sich aushalten. Es gab kaum ein Fest der Reichen, wo er nicht gern gesehen war, weil er ein origineller Witzbold war. Jok kam viel und überall herum, er hatte heute in den frühen Morgenstunden bereits angerufen und Nail einen Tip gegeben.

»Den wir aber in unserer Ausgabe nicht verwerten konnten – verwerten durften«, verbesserte er sich. »Wir haben die Pressefreiheit garantiert, aber manchmal ist es auch gut, von dieser Freiheit nicht uneingeschränkt Gebrauch zu machen, nämlich dann, wenn es darum geht, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und keine Panik zu verbreiten. Man hat uns gebeten, Folgendes nicht zu veröffentlichen: Es gibt einen Augenzeugen, der gesehen hat, wie in diesem Teil der Stadt fünf Menschen innerhalb weniger Stunden verschwanden, als würden sie im Boden versinken. Schatten nahmen Menschen in sich auf. Das deckt sich mit dem, was aller Wahrscheinlichkeit nach auch die kleine Jugoslawin von Flunners Jacht berichtet hat. Nur mit einem Unterschied: Jok glaubt gesehen zu haben, daß die Schatten im Morgengrauen untertauchten – und zwar im Viertel der Superreichen. Als es nämlich heller wurde, zogen die Schatten sich zurück. Sie verschwanden im Park der Santienos, behauptet Jok. Wir hier hoffen, etwas darüber zu erfahren. Wir haben diesen Tip an einen Freund weitergegeben, der bei der Polizei arbeitet und mit einem Vorfall im

Haus der Santienos befaßt war. Unter einem Vorwand war es ihm ein leichtes, das Anwesen zu betreten und sich ein Bild von der Umgebung zu machen. Sie kommen gerade zum richtigen Zeitpunkt, Mister Hellmark. Wir warten hier gespannt auf Pete Longs Bericht, der darüber entscheiden wird, was sich in den nächsten Stunden oder zumindest in der nächsten Nacht hier tun wird…«

*

Sie rannte durch den Burghof. Ihre Absätze klapperten auf dem groben Gestein, mit dem der Hof gepflastert war. Originalsteine aus der Zeit damals…

»Mister Long?!« brüllte sie. Laut und hallend war das Echo ihrer Stimme. Aber es erfolgte keine Antwort.

Er mußte sich in einem der Räume oder im Gewölbe aufhalten. Wenn sie nur wüßte, wo genau Alfredo die Leiche verscharrt hatte!

Sie lief die ausgetretenen Stufen zum Haupteingang hoch. Das Tor hier war nie verschlossen. Dazu gab es auf diesem Anwesen keinen Grund.

Der Korridor, Zimmerfluchten… Treppen nach oben und nach unten… Long konnte überall sein. Hier dieser Flügel war am besten erhalten. Von hier aus führte auch ein Stollen in das weniger gut erhaltene Gemäuer mit dem Turm.

Mechanisch nahm Olivia Santieno eine Fackel aus dem Vorrat und zündete diese mit einem ebenfalls bereitliegenden Schwefelholz an. Den Schirm ließ sie gegen die kahle Wand gelehnt zurück.

Da hörte sie das Wimmern wieder!

Es kam aus dem Keller. Aber viele Stimmen wimmerten, als ob irgendjemand Pein erduldete.

Zitternd stieg sie die Stufen nach unten. Ein kahles Gewölbe! Die blakende Fackel warf ein bizarres, unruhiges Licht an die feuchten Wände.

Eisentore… Nischen… Verliese… Gewölbe… sogar Eisenpflöcke gab es noch in dem uralten Mauerwerk.

Olivia hielt den Atem an und näherte sich den wimmernden und klagenden Stimmen. Es war ihr unheimlich hier unten, aber sie war überzeugt davon, einem Geheimnis auf der Spur zu sein, ein Geheimnis, das seit vorletzter Nacht zum ersten Mal aufgetreten war.

Gab es doch Geister in dem Gemäuer?

Aber seit wann spukten Geister auch tagsüber?

Sie kam um einen Mauervorsprung herum. Nur wenige Schritte von ihr entfernt war das Gewölbe zu Ende und lief oval in einer Sackgasse aus.

Hier in diesem fensterlosen Verlies hingen noch eiserne Pflöcke

und die Reste verrotteter Ketten an den Wänden. Sie kündeten davon, daß hier einst Gefangene unter menschenunwürdigen Bedingungen festgehalten wurden.

Licht und Schatten tanzten an den Wänden um sie herum.

Sie wollte schon gehen und ein anderes Gewölbe aufsuchen.

Da schien sich ihr eine eisige Hand in den Nacken zu krallen.

Vor ihr in der Dunkelheit bewegten sich plötzlich Schatten, die gar nicht mehr durch die blakende Fackel und ihren eigenen Körper hervorgerufen wurden.

Die Schatten bewegten sich selbständig!

Aber das war noch nicht alles.

Aus den Schatten heraus löste sich eine hellhäutige Gestalt, eine Frau mit strohblondem, bis auf die Schulter fallendem Haar und einem Gewand, das wie ein Hauch ihren wohlgeformten Körper umschloß. In der Linken trug die schöne Geistererscheinung eine Öllampe, die einen trüben Schein verbreitete.

Mit einem rätselhaften Lächeln kam die Fremde auf sie zu…

*

Von ihr strahlte Kälte aus, als bestünde sie aus purem Eis!

Eine Geistererscheinung! Und die sagte leise: »Komm’ mit uns! Dort, woher wir kommen, wird es dir bestimmt gefallen. Alle, die mit uns kamen, sind dort geblieben und wollten nie wieder zurück in diese Welt. Du wirst ewig schön und jung sein, so wie jetzt, nie wird sich etwas an dir verändern. Ist das nicht herrlich – für dich?«

Die Stimme klang besonnen und verführerisch. Aber auch der Anflug des Spotts war unüberhörbar, der mit ihr schwang.

Hinter und über der Schönen wirbelten die Schatten, deren Nähe sie wie die Gegenwart der Fremden beinahe körperlich spürte. Und die Schatten verschmolzen ineinander, streiften an der Wand herab – und schienen auf dem Weg nach unten eine feste Gestalt anzunehmen. An der Seite, links neben der Fremden an der Wand, wuchs etwas nach außen. Es wirkte länglich und doch massig, bestand aus Schatten, die sich mehr und mehr verdichteten. Aus dem gasförmigen Etwas – wurde etwas Festes. Hart und undurchdringlich wie Stein.

Aber diese sich verfestigenden Schatten verdichteten sich zu einem gedrungenen Oberkörper einer gewaltigen echsenförmigen Monstrosität, die in der Wand zu hocken schien und deren riesige Augen gierig und bösartig funkelten und deren Maul sich weit öffnete, nicht um zuzuschnappen, sondern um höhnisch und abgründig zu lachen, als würde sie hier einen Sieg erringen, den ein Außenstehender nicht begreifen konnte.

»Neeeeeiiiiinnn!« Olivia Santieno schrie, wie noch nie zuvor in

ihrem Leben.

Sie wirbelte herum. Alles in ihrem Körper war auf Abwehr und Widerstand eingerichtet. Sie ließ die Fackel fallen und schrie weiter wie von Sinnen, daß es schauerlich und grausam durch das alte Gewölbe hallte, in dem Schatten, Geister und Monstren sich ein Stelldichein gaben.

*

Seit Stunden wartete man auf eine Nachricht Pete Longs. Fred Nail faßte sich in Geduld.

Björn Hellmark aber verschaffte sich Gewißheit, getrieben von der Furcht, daß Long vielleicht etwas entdeckte, das ihm zum Schicksal wurde.

Er ließ Macabros entstehen, während er das Gespräch mit Nail weiterführte. Fred Nail ahnte nicht, daß sein Besucher in diesen Sekunden gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten agierte.

Macabros materialisierte im Park der Santienos.

Regen. Rauschen in den Wipfeln des alten Baumbestandes… Ein markerschütternder Schrei, der in höchster Todesnot ausgestoßen wurde.

Macabros versetzte sich in die Richtung des Schreis. Seine Umgebung erlosch, und eine neue breitete sich um ihn aus.

Ein Gewölbe, erfüllt von Schatten, einem aus der Wand ragenden Ungeheuer, das dort festgeklemmt zu sein schien, einer blonden, fremden Frau mit üppigen Formen, der dunkelhaarigen Chilenin, die vor Angst und Entsetzen dem Wahnsinn nahe war.

Die Schatten waren hier versammelt!

Wenn die Überlieferung der großen mündlichen »Tarka« stimmte, dann konnten sie an diesem Versammlungsort gebannt werden, wenn…

Macabros reagierte einfach, ohne lange zu überlegen.

»H-a-o-p-h-y-l-k-o-n-t-r-o-m-t-e-t-c-o-i-l-a-k-!« brüllte er, gleichzeitig Olivia Santieno nach vorn reißend, um sich aus dem Zugriff des Schattens zu bringen, der sich in dieser Sekunde über sie stülpen wollte.

Alles ereignete sich lautlos und in gespenstischer Geschwindigkeit.

Die blonde Frau, die – wie Macabros richtig vermutete – aus der Erinnerung der Pilze, die auch die Schatten waren, erzeugt worden war, verschwand zuerst. An ihrer Stelle stieg ein unförmiger Schatten in die Höhe.

Und die Schatten selbst wurden in der gleichen Sekunde, als der Name des Schattenfürsten lautstark gerufen wurde, zu flachen Gebilden, die wie farblose, aufgesetzte Bilder an den kahlen Wänden,

der Decke und sogar am Boden haften blieben. Sie bewegten sich nicht mehr und waren gebannt.

Der halbe Leib des Monstrums, der aus der Wand ragte, wirkte wie eine unheimliche Götzenstatue aus einer anderen Welt, blieb erhalten, und es war Macabros, als würden die schneckenförmig ineinandergedrehten Augen ihn bösartig und haßerfüllt anblicken, als würde der matte Glanz dieser Augen noch erhalten bleiben.

Olivia Santieno fiel halb bewußtlos in seine Arme und konnte noch mit schwacher Stimme flüstern: »Wer sind… Sie? Woher kommen Sie?«

Er nannte ihr seinen Namen und sprach mit ruhiger und beruhigender Stimme.

»Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, Madame. Es ist alles gut.«

Er hielt sie auf den Armen und ihr Herzschlag beruhigte sich.

Die Schatten waren nicht mehr wirksam.

Macabros brachte Olivia Santieno ins Haus zurück. Auf dem Weg nach dort redete die Frau unaufhörlich, als müßte sie das loswerden, was sie beschäftigte und bedrückte.

Auf diese Weise erfuhr Macabros, daß vor zwei Tagen bereits die ersten Einflüsse der menschenfressenden Schatten spürbar wurden. Dies mußte der Zeitpunkt gewesen sein, als Mysterion, der Seelenfänger, in den Felsentunnel eintauchte, offenbar, um die Schatten zu befreien. Aber erst durch die Ahnungslosigkeit Hellmarks, Oceanus’ und Mirakels war die volle Wucht dieser Befreiung zustande gekommen.

Fred Nail registrierte, daß sein Gegenüber irgendwie erleichtert aufatmete, als hätte er für irgendetwas eine Erklärung, eine Lösung gefunden.

In der Tat war es so. Hellmark war froh, daß er den Vorfall in seiner Gefährlichkeit richtig eingestuft hatte, und er war froh darüber, daß er die Dimension der Pilze nochmals verlassen hatte, um hier in seiner Welt nach dem rechten zu sehen.

Als Olivia Santieno ein Beruhigungsmittel zu sich genommen hatte, verließ Macabros die Frau nochmals, um auf ihr Drängen hin Pete Long zu suchen, der sich noch irgendwo im Park aufhalten mußte. Er fand ihn nirgends, obwohl er den Park und die schottische Burgruine bis in den letzten Winkel durchsuchte.

Nochmals zurück in das Gewölbeverlies, in dem sich das Drama abgespielt hatte. Die Schatten waren dunkle, kahle Flächen geblieben, als wären die Wände, der Boden und die Decke dort nachgedunkelt und etwas erhöht.

Warum ausgerechnet war dieser Ort gewählt worden, an dem sich die Schatten trafen und wo sie aufgrund von Hellmarks schneller

Reaktion in ihre Schranken verwiesen worden waren?

Genaue Auskunft hätten vielleicht jene geben können, die von den Pilzen und den Schatten verschlungen wurden. Unter ihnen auch Pete Long, wie Macabros annehmen mußte. Ihm selbst blieb nur eine Vermutung, von der er einfach nicht mehr loskam: Das in der Wand erstarrte Monstrum mußte Sinnbild dafür sein, daß Haophylkontromtetcoilak nicht nur auf Xantilon und im Land der Leichenpilze sein Stelldichein gegeben hatte, sondern daß er auch hier mit dieser Seite der Welt schon Kontakte hatte. Irgendwann in der Vergangenheit mußte der Schattenfürst schon mal auf der Erde gewesen sein… wie Rha-Ta-N'my, wie Molochos…

*

Als Björn Hellmark sich von seinem Informanten verabschiedete, konnte der nicht ahnen, daß sich während der Zeit ihres Gesprächs eine Entscheidung getan hatte, die dazu führte, daß die erwartete Katastrophe in dieser Nacht ausblieb und die Schatten nicht wieder auftauchten.

Hellmark wußte, daß der Kontakt zum Haus der Santienos nicht auf diesen einmaligen Fall beschränkt war. Das Gewölbe, in dem die Schatten aus dem steinernen Wald in der Felsenburg sich versammelt hatten, schien von größerer Bedeutung zu sein, als dies auf Anhieb zu erkennen war.

Spät in der Nacht dieses Tages trafen Hellmark und Morell wieder zusammen. In Miami und Umgebung war es ruhig geblieben. Aber von den Verschwundenen und Vermißtgemeldeten war keiner mehr aufgetaucht…

Das Ziel der beiden Freunde war die unterseeische Felsenburg, die Dimensionssäule, die an einen überdimensionalen Elefantenfuß erinnerte.

Björn war froh, daß er seinem Gefühl gefolgt war und die Aktivitäten der Schatten richtig eingeschätzt hatte. Nun hatte er den Kopf frei für andere Dinge.

»Es liegt noch einiges vor uns, Frank. Vielleicht gibt es in der altehrwürdigen Überlieferung, der großen mündlichen Tarka, die die ungeschriebene Geschichte einer ganzen Welt beinhaltet, Hinweise auf das, was wir suchen, woran wir jetzt noch rätseln… Vielleicht hat Mogk Duul inzwischen ein weiteres geistiges Glied in der mündlichen Tarka entdeckt. Beeilen wir uns… Oceanus erwartet uns in der Dimension der Pilze…«

ENDE